

Zeitschrift:	Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen
Herausgeber:	Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen
Band:	140 (1962)
Artikel:	Der mittelalterliche Adel und seine Burgen im ehemaligen Fürstbistum Basel
Autor:	Meyer, Werner
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1006905

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

EM 47

NACH MUSTER

Der mittelalterliche Adel und seine Burgen im ehemaligen Fürstbistum Basel

von Werner Meyer

✓
140. Neujahrsblatt
Herausgegeben von der Gesellschaft zur Beförderung
des Guten und Gemeinnützigen



In Kommission bei Helbing & Lichtenhahn, Basel 1962

Werner Meyer
Der mittelalterliche Adel und seine Burgen
im ehemaligen Fürstbistum Basel

1000. 1000. 1000.
nugnisi urae has habet nihil nisi latere et
laetitiam contumeliam et iniquitatem.

Der mittelalterliche Adel und seine Burgen im ehemaligen Fürstbistum Basel

von Werner Meyer

140. Neujahrsblatt

Herausgegeben von der Gesellschaft zur Beförderung
des Guten und Gemeinnützigen



EM 47

In Kommission bei Helbing & Lichtenhahn, Basel 1962

* 61,70 16

KATALOG

© Copyright 1962 by Helbing & Lichtenhahn, Verlag, Basel
Druck : Birkhäuser AG, Basel

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	7
A. Aus der Geschichte des Adels von den Anfängen bis ins 16. Jahrhundert	
1. Von den Anfängen bis ins 13. Jahrhundert	9
2. Die Blütezeit im späten 13. und frühen 14. Jahrhundert	12
3. Die Kämpfe gegen die neuen Gewalten im 14. und 15. Jahrhundert	18
4. Die Spätzeit des 16. Jahrhunderts	29
B. Das feudale Lebensbild	
1. Die ständische und genealogische Gliederung; Bemerkungen zum Turnier	32
2. Das Fehdewesen	38
3. Die feudale Wirtschaftsform	44
4. Die Beziehungen des Adels zur Kirche	50
5. Das höfische Rittertum	54
C. Die Burgen	
1. Die Burg als Bauwerk	57
2. Die Bedeutung der Burgen	68
3. Das Leben auf den Burgen	74
4. Bemerkungen zu den Burgnamen	80
Schluß	82
Literaturverzeichnis	86
Erläuterungen zu den Abbildungen	88

Einleitung

Die vorliegende Arbeit enthält einige Bemerkungen über den mittelalterlichen Adel und seine Burgen im ehemaligen Fürstbistum Basel. Berücksichtigt wurden der heutige Berner Jura, das solothurnische Schwarzbubengau, das Baselbiet sowie die in der Nähe Basels gelegenen Teile des Breis- und Sundgaus; wir halten uns also an keinen geographisch oder politisch fest umrissenen Bezirk, sondern behandeln jene Gebiete, die im Spätmittelalter mit Basel in näherer Beziehung gestanden haben.

Der Arbeit liegen vorwiegend archivalische Quellen zugrunde. Reichliches Material, das noch lange nicht ausgeschöpft ist, findet sich im Adelsarchiv des Basler Staatsarchivs, im Fürstbischöflichen Archiv Bern und in den Archives Départementales du Haut-Rhin von Colmar. Wertvolle Ergänzungen enthalten die Archive von Liestal, Mulhouse und Solothurn. Diesem seit dem 14. Jahrhundert wahrhaft überreich fließenden, größtenteils unedierten Quellenmaterial steht ein Minimum an gedruckten Darstellungen gegenüber. Die Auseinandersetzungen zwischen dem Adel und der Stadt Basel sind immer noch am ausführlichsten und am farbigsten in R. Wackernagels «Geschichte der Stadt Basel» dargestellt. Das vierbändige Werk von Walther Merz über die «Burgen des Sisgaus» ist eine äußerst verdienstvolle und für jede weitere Arbeit unerlässliche Zusammenstellung des wichtigsten Quellenmaterials. Daß das regestenartige Werk keine auswertende Darstellung enthält, kann von niemandem beanstandet werden. Den gleichen Charakter besitzt die Basler Dissertation von Carl Roth über «Die Auflösung der tiersteinischen Herrschaften». Leider fand die von Merz und Roth so vielversprechend begonnene Arbeit in der Erforschung des Adels und seiner Burgen keine ebenbürtige Fortsetzung. Abgesehen von einigen kleineren wertvollen Einzeluntersuchungen, wie etwa derjenigen von P. Stintzi über die Landskron, tragen die von späteren Autoren verfaßten Werke und Abhandlungen den Stempel des Dilettantismus. Dies gilt vor allem für die immer wieder im Handel erscheinenden sogenannten «Burgenführer».

Die archäologische Forschung steckt in unserer Gegend noch in den Anfängen. Nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten ist erst auf sehr wenigen Burgen ge graben worden, so etwa auf Bischofstein, Alt-Schauenburg, Gutenfels, Ruch-Eptingen, Sternenberg, Ram einsburg, Löwenburg und

einigen anderen. Bei zahlreichen, zum Teil äußerst interessanten Anlagen haben unsachgemäße Ausräumarbeiten den archäologischen Befund für immer zerstört. Dies war der Fall auf Rotberg, Reichenstein und den hinteren Wartenbergen. Die meisten unserer Burgen aber sind noch weitgehend unberührt und harren einer systematischen Ausgrabung.

Für die Beurteilung des mittelalterlichen Adels und seiner Welt sind bis auf den heutigen Tag zwei einander diametral entgegengesetzte Anschauungen maßgebend geblieben. Häufig wird das Rittertum in romantischer Weise verklärt; die höfische Welt des Minnesangs erscheint von rosarotem Licht übergossen; der mittelalterliche Feudalismus wird zur versunkenen paradiesischen Märchenwelt. Dieser romantischen Schwärmerie – wir haben ihr zahlreiche bedeutende Dichtungen aus dem letzten Jahrhundert zu verdanken – steht eine revolutionäre Ablehnung gegenüber. Der Adlige wird zum Raubritter, zum Tyrannen, der nichts anderes zu tun hat, als Bauern und Bürger zu mißhandeln; die Burgen sind Raubritter- und Zwingherrennester mit Folterkammern und schauerlichen Verliesen. Diese Anschauung findet sich sowohl in manchen Schulbüchern, wo das Raubrittertum als Zerfallserscheinung bezeichnet wird, als auch in der wissenschaftlichen Literatur jenseits des Eisernen Vorhangs, wo der Adel des Mittelalters als Ausbeuterklasse erscheint, die sich am werktätigen Volke vergangen haben soll.

Beide Auffassungen, die romantische Verklärung und die revolutionäre Ablehnung, sind auch in gemilderter Form historisch unhaltbare Zerrbilder. Die Wahrheit liegt in diesem Fall nicht in der Mitte, sondern auf einer ganz anderen Ebene. Die vorliegende Arbeit will versuchen, ein auf authentisches schriftliches und archäologisches Quellenmaterial gestütztes Bild des mittelalterlichen Adels aus der Basler Gegend zu entwerfen, das eine gewisse Lebensnähe und Objektivität besitzt. Einen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt das Schriftchen nicht. Es gibt lediglich die Gedanken des Verfassers wieder, die ihm im Laufe umfangreicher archivalischer und archäologischer Nachforschungen aufgestiegen sind. Gedankensprünge und Unebenheiten möge der Leser deshalb verzeihen.

A. Aus der Geschichte des Adels von den Anfängen bis ins 16. Jahrhundert

1. *Von den Anfängen bis ins 13. Jahrhundert*

Die aus der Zeit vor 1200 erhaltene schriftliche Überlieferung stammt mit verschwindenden Ausnahmen aus kirchlichen Archiven, während von den Akten und Aufzeichnungen des Adels aus jener Zeit sozusagen nichts erhalten ist; denn die Archive der Feudalfamilien sind größtenteils verlorengegangen, ganz abgesehen davon, daß das Schreibwesen auf den Burgen kaum so stark ausgeprägt war wie etwa in den Klöstern. Ursprung und Alter der einzelnen Familien können daher nur in den wenigsten Fällen ermittelt werden. Außerdem waren auch beim Adel Familiennamen anfänglich nicht gebräuchlich; bei gräflichen Familien finden sich Gentilnamen regelmäßig erst seit dem 11. Jahrhundert, beim niederen Adel frühestens im 12. Jahrhundert. Familien, die nicht dem Adel angehörten, führten gar erst seit dem 13. Jahrhundert einen Geschlechtsnamen. Wegen der spärlichen Dokumentation läßt sich auch nur wenig über die Anfänge des Feudalismus mit Sicherheit sagen. Das meiste beruht auf mehr oder weniger glaubwürdigen Vermutungen. Am ehesten möchten wir jenen Forschern Glauben schenken, welche den Adel des Hochmittelalters auf die führenden Familien der in der Völkerwanderungszeit eingedrungenen Germanenscharen zurückführen. Demnach wären die mittelalterlichen Adelssippen in genealogischer Hinsicht mit der alamannischen Kriegerobergeschicht identisch, welche im 4. und 5. Jahrhundert unsere Gegend in Besitz genommen hatte. Freilich dürfte es kaum möglich sein, diese grundsätzliche Hypothese an Einzelfällen zu beweisen. Vor allem ist diese Ursprungstheorie lediglich auf den Landadel zu beziehen, das heißt auf diejenigen Familien, deren Ursprung mit Sicherheit auf dem Lande zu suchen ist. Dies trifft etwa zu bei den Herren von Eptingen, von Pfeffingen, von Asuel, von Ramstein, von Biedertal.

Die Anfänge des Stadtadels liegen erst im 12. Jahrhundert, als gewisse Familien kraft ihres lokalen Einflusses und ihrer finanziellen Machtmittel durch den Anschluß an den bischöflichen Hof in den Adelsstand emporgestiegen waren. Dazu gehören die Münch, die Schaler, die Marschalk, die Reich und die von Neuenstein.

Genaueres können wir über den Ursprung der Dynastenfamilien unseres Gebietes aussagen. Die Abstammung der Grafen von Pfirt ist gesichert; es

handelte sich um einen seit etwa 1100 selbständigen Zweig des alten Hauses Mümpelgard. Gänzlich im Dunkel dagegen liegt der Ursprung der Grafen von Saugern. Gewisse schwache Anzeichen deuten auf eine mögliche Deszendenz vom alten elsässischen Herzogshaus der Etichonen hin. Dies trifft auch für die Habsburger zu, indem der mit guten Gründen als Vorfahre der späteren Habsburger bezeichnete elsässische Graf Guntram der Reiche, genannt im 10. Jahrhundert, mit großer Wahrscheinlichkeit in die Familie der Etichonen einzureihen ist.

Die Grafen von Alt-Homberg und Alt-Tierstein stammen von einer alten Gaugrafenfamilie ab, deren Rechte im Frickgau und im Sisgau gelegen waren; möglicherweise handelt es sich um die Nachfahren der Gaugrafen über den alten, schon früh aufgeteilten Augstgau. Die Grafen von Alt-Tierstein beerbten gegen Ende des 12. Jahrhunderts zusammen mit den Grafen von Pfirt das Haus Saugern. Die Grafen von Alt-Homberg starben bereits im 13. Jahrhundert aus; ihr Erbe traten die Froburger an. Diese werden mit gewichtigen Gründen als nicht alteingesessen betrachtet; denn es ist anzunehmen, daß die Grafen von Froburg im 11. Jahrhundert aus der Gegend des Blies- und Saargaus in unsere Gegend gelangt sind, wo sie zunächst die gräflichen Rechte über den Buchsgau ausgeübt haben dürften. Ihre natürlichen Rivalen waren hier die Bechburger, die eine kleine, aber alteingesessene Dynastenfamilie bildeten.

Das Bistum Basel endlich gehört ebenfalls in die Reihe der dynastischen Gewalten. Der ursprüngliche Bischofssitz war zu Ausgang der Antike Augst gewesen; die weltliche Herrschaft entwickelte sich nur sehr langsam. Erst die großen Schenkungen des hochburgundischen Königshauses und der römisch-deutschen Kaiser um die Jahrtausendwende legten den Grundstein für die Entstehung einer lebensfähigen weltlichen Herrschaft.

Während wegen des Fehlens der schriftlichen Quellen der Ursprung der Adelsfamilien nur in den seltensten Fällen erschlossen werden kann, wird durch die Bodenforschung die Altersbestimmung der Burgen ermöglicht. Häufig liegt ihre Entstehungszeit weit vor der ersten urkundlichen Erwähnung. Die Feste Löwenburg, 1271 erstmals genannt, stand schon im 11. Jahrhundert. Noch älter scheint die merkwürdige Anlage von Burghalden bei Liestal zu sein. Auch die Anfänge von Alt-Bechburg gehören wohl noch ins erste Jahrtausend. Auf dem Bischofsteiner Berge stand vor dem Bau der eigentlichen Feste Bischofstein bereits eine ältere Anlage. Gesamthaft können wir feststellen, daß wir für die Geschichte des Adels unserer Gegend in der Zeit vor dem Jahre 1000 weitgehend auf Vermutungen angewiesen sind. Für das 11. Jahrhundert stehen uns einige schriftliche Zeugnisse zur Verfügung. Seit dem Beginn des 12. Jahrhunderts werden diese immer häufiger.

Die Gegend von Basel war zur Stauferzeit nicht unwichtig. Nach Otto von Freising lag sogar der eigentliche Schwerpunkt des Reiches zwischen Basel und Mainz.

Basel war eine ausgesprochene Handelsstadt. Ihre Kaufleute werden bereits im 11. Jahrhundert erwähnt. Dennoch darf die Bedeutung des Adels weder innerhalb noch außerhalb der Mauern unterschätzt werden. Bei den wichtigen Vorgängen spielte er die entscheidende Rolle. Das Stadtbild beherrschten außer den kirchlichen Bauten die befestigten Sitze des Adels. Derartige feste Häuser standen nicht bloß in den eigentlichen Adelsquartieren des Münsterhügels und des Heu- bzw. Nadelbergs; es gab sie auch in der Birsigniederung. Im 12. Jahrhundert nahm der Bau dieser Stadtburgen ein solches Ausmaß an, daß er 1180 durch einen Erlaß Barbarossas eingeschränkt werden mußte.

Wir sind damit in einen Zeitraum eingetreten, in welchem die schriftlichen Quellen etwas reichlicher zu fließen beginnen. Familien aus dem niederen Adel werden erstmals genannt, die Herren von Eptingen, die Münch, ursprünglich zur Glissen geheißen, und die von Bärenfels. Jetzt begann auch der niedere Adel, einen Gentilnamen zu führen; dies wurde seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts zur allgemeinen Gewohnheit. Viele nannten sich nach ihrem Herkunftsland, wodurch in der Folge auch die von ihnen erbaute Burg den gleichen Namen erhielt; dies war der Fall bei den Herren von Eptingen, Pfeffingen, Aesch, Beurnevésin, Biedertal. Andere Familien gaben ihrer Burg einen besonderen Namen. So hausten die Herren von Hofstetten auf Sternenberg. Manche Familien führten nach der Erbauung einer Burg den Namen dieser Feste. Die Herren von Brislach nannten sich nach Ramstein, und aus dem Geschlecht derer von Kornmarkt in Basel wurde die Familie von Neuenstein. Häufig erhielt die Burg den Namen der Erbauerfamilie, besonders bei Gründungen des Stadtadels. Die Schaler erbauten sich im Kluser Tal die Feste Schalberg. In deren Nähe errichteten die Münch Münchsberg und an der Stelle des Dorfes Geckingen Münchenstein.

Oft ist im einzelnen nicht mehr zu erkennen, ob der Name der Burg oder derjenige der Familie älter ist, vor allem wenn es sich um ausgesprochen heraldische Namengebungen handelt. Diese sind gerade in unserer Gegend keineswegs selten. Gerne nannte man sich und die Burg nach einem Tier, dessen Wildheit und Kampfkraft berühmt war; auch Tiere, die in der für den Adel so überaus wichtigen Jagd eine Rolle spielten, standen für die Namengebung Gevatter. Häufig wurden diese Tiere auch im Wappen geführt. Auf diese Weise sind die Burg- bzw. Familiennamen Löwenberg, Bärenfels, Falkenstein, Zobel, Tierstein (nach der Hirschkuh), Hasenburg und Biber zu erklären. Über die Burgnamen vergleiche ferner Seite 85.

Zu Beginn des 13. Jahrhunderts erfahren wir Näheres über die Kämpfe, welche im Zusammenhang mit der Auseinandersetzung zwischen Kaiser und Papst in unserer Gegend stattgefunden haben. Der Bischof, der hohe Laienadel, vor allem die Grafen von Froburg und von Pfirt, waren päpstlich gesinnt. Die einflußreiche Bevölkerung Basels jedoch, der niedere Adel und das reiche Bürgertum, hielt eingedenk der kaiserlichen Privilegien zur Stauferpartei. Wir brauchen hier auf die Vorgänge nicht im einzelnen einzugehen; halten wir aber fest, daß gerade in dieser Zeit des 13. Jahrhunderts der Burgenbau sehr umfangreiche Ausmaße angenommen hat. Vor allem war es der niedere Adel, der sich nun allerorts hinter festen Burgen verschanzte, meistens gegen den Willen des Landesherrn. Wildenstein, Sternenberg, Blauenstein, Angenstein, Zwingen, Hilsenstein, Lanskron und Blochmont scheinen in dieser Zeit entstanden zu sein. Der hohe Adel versuchte, manche dieser Burgen zu brechen; so wurde 1241 Kienberg zerstört. Die Froburger gründeten in jener Zeit die Städte Liestal, Waldenburg, Klus, Wiedlisbach, Fridau, Olten und Zofingen und schufen so in ihrem Machtbereich in den waffenfähigen Einwohnern dieser kleinen Städte ein numerisches Gegengewicht zum kriegerischen niederen Adel. Dieser ließ sich aber in seiner Machtentfaltung nicht aufhalten, zumal in den folgenden Jahren des Interregnums die dynastischen Gewalten unter sich in eine gewaltige Auseinandersetzung gerieten, welche bis in alle Bevölkerungsschichten dringen sollte.

2. *Die Blütezeit im späten 13. und frühen 14. Jahrhundert*

Heinrich von Neuenburg am See, Bischof seit 1262, strebte mit Macht danach, dem Bistum Basel eine beherrschende Stellung am Oberrhein zu verschaffen. Seine hochfliegenden Pläne kreuzten sich aber mit den nicht minder weit gespannten Absichten Rudolfs von Habsburg. Es kam zu einem jahrelangen, hartnäckigen Ringen zwischen diesen beiden Gegnern. Auch die kleineren Dynasten wurden in die Auseinandersetzung verwickelt. Ebenso mußte sich der niedere Adel, der in den vorangegangenen Kämpfen zwischen Kaiser und Papst eine sehr unabhängige Machtstellung erlangt hatte, für die eine oder die andere Partei entscheiden.

Schon lange war die Ritterschaft aus der Gegend um Basel in zwei Haufen gespalten. Der eine scharte sich um die Inhaber der bischöflichen Ämter und der öffentlichen Gewalt in der Stadt. Die bedeutendsten Familien waren die Münch und die Schaler; zu ihnen hielten die Marschalk, die Kämmerer und die zu Rhein. Nach dem Papagei (Psittich), den sie im Banner führten,

nannten sie sich Psitticher. In der anderen Partei war vor allem der Landadel vertreten, die Herren von Eptingen, von Uffheim usw. Ferner gehörten ihnen die Kraft, die Pfaff und die Reich an. Nach ihrer Fahne hießen sie Sternträger oder Serner. Diese beiden Adelsverbände erlangten in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts eine so bedeutende Stellung, daß ihnen auch einzelne Dynasten beitraten. Wir finden etwa die Häuser Rötteln und Froburg im Lager der Psitticher.

Ursprünglich handelte es sich bei diesen Adelsgesellschaften wohl um Gentilverbände, die durch gegenseitige Verschlägerung und gemeinsame Turnierbesuche zusammengehalten wurden. Da sich ihre Angehörigen auch bei Kriegen gegenseitig unterstützten, entwickelten sie sich immer mehr zu eigentlichen Fehdegesellschaften.

Zur Zeit des Interregnums lag eine tiefe Kluft zwischen den beiden Verbänden. Die Psitticher waren als Stadtadlige die natürlichen Verbündeten des Bischofs. Die Gegensätze verschärften sich zusehends; Basel war damals wahrscheinlich von heftigen Straßenkämpfen durchtobt, bis 1271 die Psitticher zum entscheidenden Schlag ausholten und die Serner aus der Stadt verjagten. Diese schlossen sich sofort dem Grafen Rudolf von Habsburg an, der seit längerer Zeit mit dem Bischof in offenem Krieg lag. Dieser wurde, wie dies für eine mittelalterliche Fehde typisch ist, vorwiegend durch kleinere Einzelaktionen geführt. Gegenseitig raubte man sich Vieh und Getreide, zündete sich die Dörfer an und versuchte, die Burgen der gegnerischen Parteigänger zu erobern und zu zerstören. So wurde zum Beispiel die Wasserburg Binningen verbrannt. Eine Entscheidung brachte diese Kriegsführung nicht. Habsburg war von Anfang an etwas im Vorteil, doch gelang es 1271 dem energischen Bischof, die ganze Grafschaft Pfirt käuflich zu erwerben, womit er die Herrschaft über den westlichen Sundgau und über das Delsberger Tal erlangte. Seit Beginn des Jahres 1273 war Rudolf von Habsburg bestrebt, eine Entscheidung zu erzwingen. Er zog seine gesamte Anhängerschaft zusammen und legte sich zur Belagerung vor Basel. Die Stadt geriet in große Bedrängnis; da wurde der Krieg im September 1273 durch die Wahl Rudolfs zum römisch-deutschen König mit einem Schlag abgebrochen. Basel schloß sich sofort dem neuen Reichsoberhaupt an.

Die Absicht Heinrichs von Neuenburg, Basel am Oberrhein eine Vormachtstellung zu verschaffen, war am Widerstand Habsburgs gescheitert. Das natürliche Hinterland der Rheinstadt, der Sundgau und der Breisgau, waren für immer verloren. So kam es, daß in der Folgezeit die Aufmerksamkeit des Bischofs in den Westen, in den heutigen Berner Jura, gerichtet wurde, wo das Bistum seit alter Zeit zahlreiche, aber unzusammenhängende Güter und Rechte innehatte.

Des Neuenburgers Nachfolger auf dem Bischofssitz, Heinrich von Isny, war ein eifriger Parteigänger Rudolfs. Mit ihm schloß sich auch der Adel eng an Habsburg an. Für die Rheinstadt begann nun eine glänzende Zeit. 1274 hielten die Sterner wieder Einzug in Basel, und die Psitticher wurden unter der Führung der Münch und Schaler zu glühenden Anhängern des Hauses Habsburg. Zwischen den beiden Adelsverbänden legten sich nun die Gegensätze, und seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts spielten weder die Sterner noch die Psitticher eine Rolle mehr.

Im Gefolge Rudolfs von Habsburg, der sich wiederholt in der Rheinstadt aufhielt, waren die Basler Adligen wegen ihrer kriegerischen Kraft berühmt. In einem zeitgenössischen Preislied heißt es von ihnen:

«... In Basel sint auch ellenthalft
Mit huse gesezzen
Z'aller zit vermezzen
Fünfzic ritter oder mer
Die man niemer widerker
Sihet tuon ze kinden
Ze vrouwen noch gesinden
E daz si gesiget hant ...»

In Rudolfs schwerer Entscheidungsschlacht gegen Ottokar von Böhmen im Jahre 1278 spornte ein Herr zu Rhein mit seinem ekstatischen Kriegsgesang das Heer an, und Bischof Heinrich griff mit seinen Basler Adligen in einem gefährlichen Augenblick ein und trug so wesentlich zum Sieg Rudolfs bei.

Das Aufstreben des Bürgertums lenkte die gegenseitigen Kämpfe des Adels unter sich in neue Bahnen. Rudolf von Habsburg erneuerte das Privileg Friedrichs II., wonach jeder Basler Cives (Patrizier) Lehen empfangen konnte. In den Kriegen des 13. Jahrhunderts hatte sich die Bürgerschaft militärisch bewährt. Heinrich von Isny führte auf seinem Zug gegen Ottokar von Böhmen zahlreiche nichtadlige Fußtruppen mit. Die Eröffnung der Gotthardstraße und der damit verbundene Aufschwung von Handel und Verkehr förderte das Bürgertum, nicht den Adel. Die zahlreichen Städtegründungen der Froburger und des Bistums bedeuteten eine Bedrohung des Fehdewesens, was den niederen Adel mit Mißtrauen erfüllte.

Die Ritterfamilien der Gegend wurden so noch zu Ende des 13. Jahrhunderts in eine Abwehrstellung gedrängt. Sie begegneten dem Aufstieg des reichen Bürgertums in den Adel mit Ablehnung, ja mit Widerstand. Neu geadelte Familien wurden deshalb in der Folgezeit nicht immer anerkannt. Ein Beispiel für den Aufstieg einer reichen Bürgersippe in den Adel stellten

die Ludovici dar, die sich seit etwa 1300 nach ihrem Lehen bei Wyhlen «von Hertenberg» nannten.

Da der Bischof von nun an häufig Anschluß an das reiche Bürgertum suchte, trat eine Entfremdung zwischen ihm und dem Adel ein; letzterer schloß sich immer mehr an Habsburg an. In diese Zeit fiel die letzte wichtige Burgenbauperiode unserer Gegend. Während zahlreiche Landadlige versuchten, in Basel festen Fuß zu fassen, war der Stadtadel bestrebt, sich feste Plätze außerhalb der Stadtmauern zu verschaffen. Die Sterner, zumeist Landadlige, hielten sich häufig auf ihren alten Sitzen auf; die Macerel auf Aesch, die Reich auf Oberbirseck, das nunmehr Reichenstein genannt wurde, die Vitztum auf Rinegg und Waldegg, die Eptinger endlich auf ihren vielen Festen, von denen Neu-Wildepingen, Bischofstein, Wildenstein, Gutenfels, Madeln und Blochmont die wichtigsten waren. Die Psitticher dagegen zeichneten sich in jenen Jahren durch mehrere bedeutende Neugründungen aus. Kurz nach 1270 erbauten sich die Münch an der Stelle des alten Dorfes Geckingen eine große Wehranlage, welche aus einer ausgedehnten Feudalburg und einer weitläufigen Vorburg bestand, welche eine ganze Dorfsiedlung enthielt. Es entspricht dem damaligen Hochgefühl dieser Familie, daß sie diese Feste nach ihrem eigenen Namen Münchenstein genannt haben. Einige Jahre später, als die Gegensätze zwischen Adel und Bürgertum schon stark ausgeprägt waren, errichteten die Münch im Kluser Tal bei Aesch eine weitere riesenhafte Anlage, die Münchsberg hieß. Wenige hundert Meter weiter westlich entstand zur selben Zeit die sehr stattliche Feste Schalberg als Gründung der Schaler. Ob die drei weiteren Burgenanlagen, welche in unmittelbarer Nähe von Schalberg liegen, von denen die größte im Volksmund Tschäpperli genannt wird, aus der gleichen Zeit stammen, müßte wegen des Fehlens von schriftlichen Quellen durch Ausgrabungen erst untersucht werden. Die Münch setzten sich auch auf der Burg Sternenfels oberhalb von Büren fest, ferner bewohnte ein Zweig von ihnen die damals noch kleine Burg Landskron im Leimental. Auch andere Psitticherfamilien hausten auf Burgen in der Nähe Basels, so daß um 1300 die habsburgfreundlichen Adligen unter der Führung der Münch und der Schaler über zahlreiche bedeutende Burgenanlagen verfügten, auf welche sie sich zurückziehen konnten, sollte in Basel der Boden zu heiß werden.

Wie wir gesehen haben, strebte der Bischof nach der Gewinnung eines geschlossenen Territoriums im Gebiet des heutigen Berner Juras. Ein großer Teil dieses Gebietes war geistliches Gut in den Händen verschiedener Klöster und Stifte, unter welchen Beinwil, Lützel, Moutier-Grandval, Bellelay und St-Ursanne die bedeutendsten waren. 1271 erlangte, wie erwähnt, der Bischof die Herrschaft über die pfirtischen Güter im Delsberger Tal, die

aus dem alten Erbe der Grafen von Saugern stammten. Das Birstal zwischen Laufen und Aesch, ebenfalls altes Erbgut des Hauses Saugern, befand sich in den Händen der Grafen von Tierstein. Die Ajoie gehörte zum Einflußgebiet der Grafen von Montbéliard, und am Jurasüdfuß dehnten sich die Ländereien der Häuser Nidau und Neuenburg aus. Dazwischen gab es zahlreiche kleine Allodialherrschaften, wie Pleujouse, Hasenburg-Asuel, Löwenburg, Rocourt oder Ramstein.

Bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts hatte der Bischof zahlreichen, zum Teil bedeutenden Streubesitz in dieser Gegend erworben, so Moutier-Grandval, Biel und Asuel-Hasenburg. 1269 erwarb Heinrich von Neuenburg Biedertal, 1271 kaufte er die Grafschaft Pfirt. Im gleichen Jahre setzte er sich auch in der Ajoie fest. Den Widerstand der Grafen von Montbéliard, auf den er hier stieß, vermochte sein Nachfolger dank der Hilfe Rudolfs von Habsburg zu brechen.

Um den zahlreichen niederen Lokaladel, der seine zum Teil sehr unabhängige Stellung wahren wollte, im Zaume halten zu können, gründeten die Bischöfe nach dem Vorbild der Froburger mehrere Städte, so Biel, Laufen, Pruntrut, St-Ursanne und im 14. Jahrhundert noch Neuenstadt. Um der Bevölkerung an der gefährdeten Westgrenze Schutz vor Überfällen zu bieten, erbauten sie die Burgen Goldenfels, Châtelvouhay und Schloßberg. Damit war die Westgrenze gesichert, und der Bischof hatte durch den Bau dieser Burgen seine Ansprüche auf die umstrittenen Grenzgebiete zur Rechtmäßigkeit erhoben. Bezeichnenderweise wurden diese Neugründungen anfänglich nicht als Lehen ausgegeben; um sie nicht der bischöflichen Kontrolle weitgehend entgleiten zu lassen, stellte sie der Bischof unter die Verwaltung eines ihm treu ergebenen Kastellans.

Die kriegerische Machtentfaltung des Basler Adels in den letzten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts war von einer kulturellen Blütezeit begleitet. Einer der damals bedeutendsten Dichter, Konrad von Würzburg, wurde von vielen Basler Adligen gefördert. Er verfaßte seine Werke für Lütold von Rötteln, Dietrich am Ort, Peter Schaler und andere. Auch manche Adlige selbst versuchten sich in der Dichtkunst, so vor allem Walther von Klingen und Wernher von Neu-Homberg, ferner auch der Göli und der Pfeffel. Die damals im Grunde bereits versunkene Zeit des höfischen Rittertums erlebte so eine letzte kurze Nachblüte.

Da sich König Rudolf I. häufig in der Rheinstadt aufhielt, fanden immer wieder Feste in ihren Mauern statt. Das Turnierwesen des Basler Adels war in jener Zeit berühmt.

Auch an der damals regen Bautätigkeit am Münster nahmen die vornehmen Geschlechter regen Anteil. Ihre Wappen, als Zeichen ihrer finan-

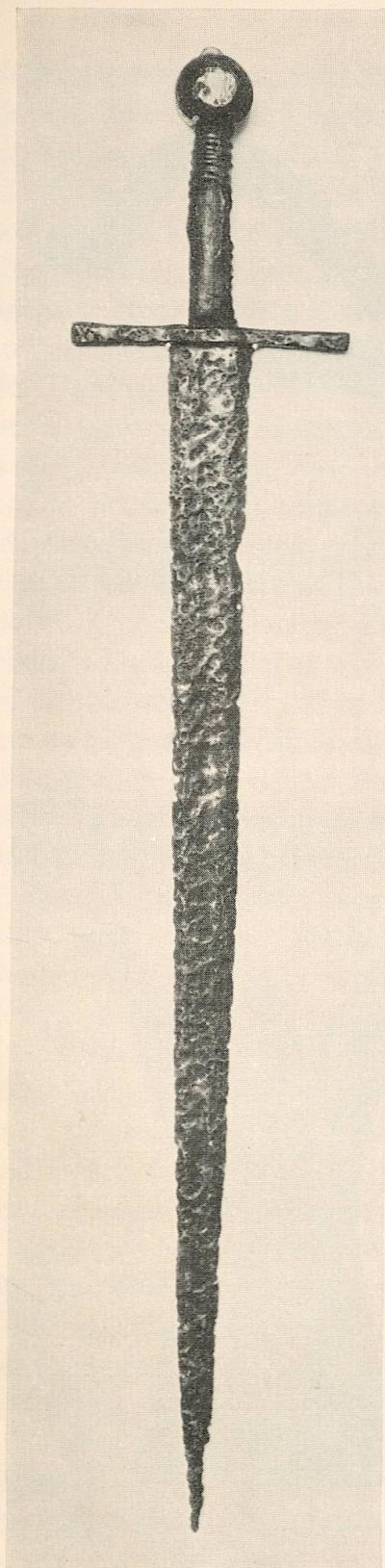


Abb. 1 Reiterschwert



Abb. 2
Tischgrab Rudolfs III. von Tierstein

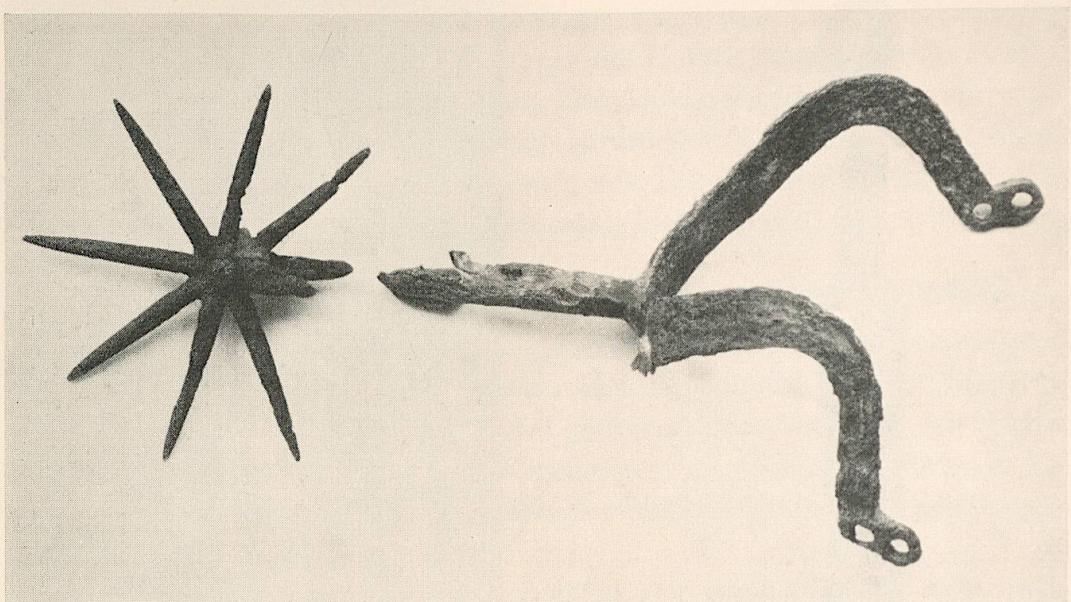


Abb. 3 Sporn mit Rad

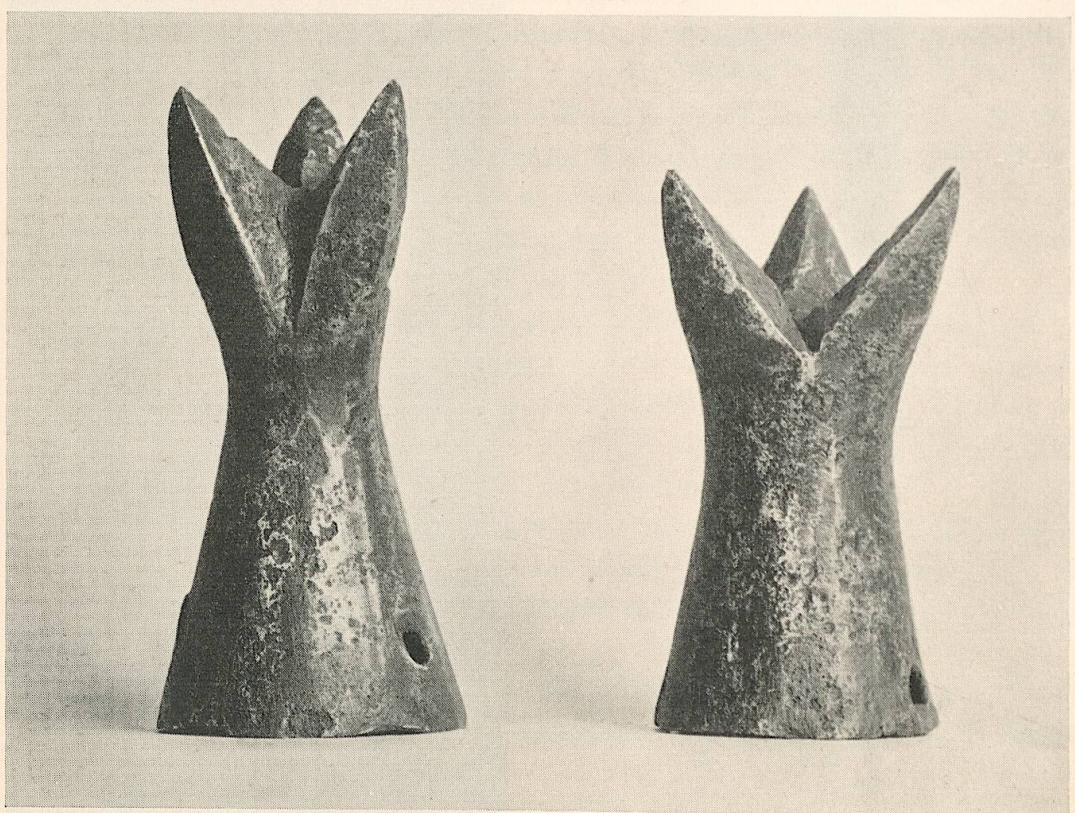


Abb. 4 Turnierkrönlein aus Eisen

ziellen Unterstützung, finden sich an zahlreichen Orten, sowohl am Münster als auch an den andern Basler Kirchen. Erwähnen wir hier nur die Schalerkapelle im Münster.

Mit dem Zusammenschluß von Bischof und nichtadliger Bürgerschaft und mit dem Übertritt der meisten Edelfamilien ins Lager Habsburgs begann eine kampfreiche Entwicklung, die ihren Abschluß erst im 16. Jahrhundert finden sollte. Nur noch wenige alte Basler Adelsgeschlechter zählten zu den ausgesprochenen Anhängern des Bischofs; zu diesen gehörten die Rotberg, die Bärenfels und die Schönenberg. Dafür gewann der geistliche Herr zahlreiche Gefolgschaft in den neu erworbenen Gebieten des Westens, beispielsweise die Herren von Vendlincourt, von Tavannes und von Vorburg.

Die habsburgfreundlichen Adligen machten dank ihrer bedeutenden Machtstellung aus ihrer Gesinnung kein Geheimnis. Peter Schaler warf dem Führer der Volkspartei, Johann von Arguel, vor: «Weißt du nicht, daß Hausherr und Schwein im gleichen Haus wohnen können, aber verschieden leben?» Damit wollte er wohl auf die Standesunterschiede in der Stadt und im Rat hinweisen. Ein Münch scheute sich nicht, den Bischof, seinen politischen Gegner, öffentlich zu ohrfeigen. Überhaupt fühlten sich die Münch in jener Zeit ganz als die Führer der Habsburgerpartei in Basel. Ihr Hof diente dem König und seinen Verwandten als Unterkunft. Lütold Münch starb in der Schlacht bei Göllheim, für Albrecht kämpfend, den Soldatentod.

Unter König Albrecht I. spitzten sich die Verhältnisse in Basel zu, vor allem weil auf dem Bischofssitz Peter von Aspelt saß, ein erbitterter Gegner von Österreich. Habsburg war damals im Begriff, seine elsässischen Besitzungen mit den aargauischen zu vereinigen. Der Bischof wußte aber diese Pläne zu vereiteln, indem er 1305 von der Erbtochter der Grafen von Neu-Homberg die Herrschaften Liestal und Homberg kaufte; auch die Stadt war an dieser Erwerbung beteiligt. Habsburg holte zum Gegenschlag aus und erwarb von den Hombergern Muttenz und die Wartenberge, womit es sich in nächster Nähe der Rheinstadt eine feste Position schuf.

Schon vor diesen großen Besitzverschiebungen war ein erbitterter Kleinkrieg ausgebrochen. Zahlreiche Übergriffe auf beiden Seiten hatten 1303 die Basler zum Zuschlagen bewogen. Sie zerstörten damals Ramstein und fünf weitere namentlich nicht erwähnte Burgen. Die Herren von Ramstein erbaute sich in der Folge die Feste Gilgenberg bei Nunningen.

Unter Otto von Grandson, dem Nachfolger des Bischofs Peter von Aspelt († 1306), erweiterte sich die Kluft noch mehr. Der König versagte ihm die Investitur, was Otto mit einem Mordanschlag auf ihn beantwortete, als jener vorübergehend im Hofe der Münch residierte. Aus Rache ließ Albrecht die Burg Fürstenstein bei Ettingen belagern, welche der Habs-

burgerpartei wegen ihrer festen Lage und ihrer bedrohlichen Nähe zu Schalberg und Münchsberg seit langem ein Dorn im Auge gewesen sein dürfte. Die bischöflichen Anhänger von Rotberg und Zerkinden hielten die Feste mit wenigen Leuten. Ihre Lage war bereits sehr ernst geworden, da traf die Nachricht von des Königs Ermordung bei Windisch ein. Erschrocken hoben die Parteigänger Habsburgs die Belagerung auf und eilten nach Basel. Hier brach alsbald ein Aufruhr los. Peter Schaler verletzte seinen Gegner Nikolaus Zerkinden gefährlich; Bischof Otto griff zum Stadtbanner und führte seine Anhänger zum Sturm gegen den Hof der Münch, wo sich die Habsburgerpartei versammelt hatte. In wildem Tumult wurde das feste Gebäude erstürmt; nach heftigem Getümmel gewann die bischöfliche Partei die Oberhand, und ihre Gegner mußten in verwegener Flucht über die Dächer aus der Stadt entweichen.

Die Anhänger des Bischofs hatten gesiegt, und da der Nachfolger des ermordeten Albrecht kein Habsburger war, trat eine vorübergehende Beruhigung der Lage ein. Nach 1310 war sogar eine ausgesprochen habsburg-freundliche Stimmung in der Stadt festzustellen. Deshalb hielt 1314 Basel mit den anderen süddeutschen Städten bei der königlichen Doppelwahl zu Friedrich von Österreich. Dieser hatte kurz zuvor in der Rheinstadt einen glänzenden Hoftag abgehalten. Für die Geschichte unserer Gegend war freilich Leopold, Friedrichs Bruder, von weit größerer Bedeutung. Durch Verleihung zahlreicher Güter verschaffte er sich unter dem Basler Adel eine starke persönliche Anhängerschaft. Er zählte außer den Münch und den Schaler auch die zu Rhein und die von Ramstein zu seinen eifrigsten Gefolgsleuten.

Der enge Anschluß des Basler Adels an das Haus Habsburg seit dem Ende des 13. Jahrhunderts hatte wohl eine ausgesprochene Blütezeit zur Folge, wirkte sich aber im Laufe des 14. Jahrhunderts verhängnisvoll aus, denn in den Kriegen Österreichs gegen die Eidgenossen sollte der Adel unserer Gegend schwersten Blutzoll zu entrichten haben.

3. Die Kämpfe gegen die neuen Gewalten im 14. und 15. Jahrhundert

1315 brach die Katastrophe von Morgarten über Habsburg herein. Es war mehr als eine militärische Niederlage; mit Morgarten begann das Ende der ritterlichen Kriegsführung. Durch die eidgenössischen Hellebarden hatte nicht allein das habsburgische Heer, sondern die ritterlich-feudale Kampfweise überhaupt eine empfindliche Niederlage erlitten. Mehrere Basler Adlige kamen in der Schlacht um. Drei Jahrzehnte später wurde bei Crécy das fran-

zösische Ritterheer durch die völlig neuartig kämpfenden englischen Fußtruppen zerschlagen. Auch in dieser Schlacht von 1346 fielen Adlige aus der Basler Gegend, so etwa Heinrich Münch, der sich vermutlich im Gefolge des Herzogs von Lothringen befunden haben dürfte. Es gehört zur Ironie der Geschichte, daß ausgerechnet diejenigen Adligen den Untergang ihrer Kampfweise mit erleben mußten, deren Väter noch zu den Elitetruppen des ritterlichen Reichsheeres gehört hatten.

In jener Zeit begann sich der Schwerpunkt des Bistums immer mehr in den Westen zu verlagern. Basel war nicht mehr ausschließliche bischöfliche Residenz. Wir treffen den geistlichen Herrn auch in Pruntrut, Delsberg und St-Ursanne an. Zwischen Bischof und Stadt öffnete sich langsam eine Kluft.

Auch das Verhältnis zwischen Bischof und Habsburg trübte sich seit etwa 1320 wieder. Durch Erbschaft gelangte Österreich in den Besitz der Grafschaft Pfirt. Der Bischof blieb zwar Lehnsherr, doch fanden seine Rechtsansprüche beim übermächtigen Hause Habsburg wenig Beachtung. Der sundgauische Teil der Grafschaft Pfirt bildete für den Bischof fortan nur noch Besitz auf dem Papier. Er konnte von Glück reden, daß er sich wenigstens diejenigen Teile der Grafschaft sichern konnte, welche aus der früheren Erbmasse der Grafen von Saugern stammten, also die jurassischen Güter.

Auch auf andere Weise festigte damals Habsburg seine Machtstellung in unserer Gegend. 1330 gelangte das Haus beispielsweise in den Pfandbesitz von Rheinfelden, Breisach und Neuenburg am Rhein.

Gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts erstarkte der Widerstand gegen das Fehdewesen. Im Interesse des Landfriedens hatten schon im 13. Jahrhundert verschiedene Dynasten den Bau von Burgen zu verhindern versucht, zahlreiche Festen gebrochen und Städtegründungen vorgenommen. Im 14. Jahrhundert beteiligten sich nun auch die Städte, vor allem Basel, am Kampf um die Wahrung des für Handel und Verkehr notwendigen Friedens. 1333 vereinigten sich Österreich, Basel, Straßburg, Breisach und Neuenburg, um die Rheinfeste Schwanau bei Straßburg zu zerstören, welche den Herren von Geroldseck als Stützpunkt für ihre Fehden diente. Der niedere Adel fühlte sich durch diese Bekämpfung des Fehdewesens zu Recht in seinem innersten Wesen bedroht.

Auch das politische Regiment in Basel begann den Edelfamilien langsam aus den Händen zu gleiten. Im Stadtrecht des Bischofs Johann Senn von Münsingen waren im Rat für die Ritter vier Sitze vorgesehen gegenüber acht Sitzen für die Burger und fünfzehn für die Zünftigen.

Begreiflicherweise suchte der Adel nun in vermehrtem Maße Anschluß an die auswärtigen starken Feudalgewalten. Die Münch, damals noch immer das bedeutendste Basler Edelgeschlecht, hielten ihre Beziehungen zu Öster-

reich eifrig aufrecht, knüpften jedoch auch mit dem aufstrebenden Hause Luxemburg Beziehungen an.

Um die Mitte des Jahrhunderts suchten das Land zwei Katastrophen gewaltigen Ausmaßes heim. 1349 erreichte die ganz Europa verheerende Pestepidemie auch die Basler Gegend. Selbstverständlich blieb von ihr der Adel nicht verschont, obwohl anzunehmen ist, daß für ihn die Ansteckungsgefahr verhältnismäßig gering war, da er die Möglichkeit hatte, sich aus der städtischen Enge auf die frei gelegenen Burgen zu flüchten. Im Gefolge des Schwarzen Todes erschienen die Geißler. Mehrere vornehme Basler schlossen sich diesen fanatischen Scharen an und kehrten nicht zurück.

Das größte Unglück brach jedoch ein paar Jahre später über das Land herein. Am 18. Oktober 1356 legte das Große Erdbeben von Basel die Stadt und viele Dörfer, Städte und Siedlungen in weitem Umkreis in Trümmer. Tagelang bebte der Boden. Was von den Erdstößen verschont blieb, ging größtenteils durch das Feuer zugrunde, das ausgebrochen war und mit rasender Geschwindigkeit um sich gegriffen hatte. Rund sechzig Burgen sollen zerstört worden sein. Das Ausmaß des Unglücks steht heute noch nicht fest und wird kaum je ermittelt werden können. Ausgrabungen haben gezeigt, daß manche Burgen, deren Zerstörung durch das Erdbeben in schriftlichen Quellen erwähnt wurde, noch bis weit ins 15. Jahrhundert hinein bewohnt waren. Nur wenige Anlagen scheinen endgültig zerstört worden zu sein, wie beispielsweise Madeln bei Pratteln oder Münchsberg. Der angerichtete Schaden war aber auf jeden Fall gewaltig. Außerdem kamen zahlreiche Herren bei der Katastrophe ums Leben. Ein Münch befand sich unter den Opfern des Bebens; ein Bärenfels wurde von einer herabstürzenden Zinne der Basler Stadtmauer erschlagen. Auf dem wild zerklüfteten Felsgrat der Aeschburgen, heute Bärenfels genannt, soll sich ein eigenartiger Vorfall zugetragen haben. Nach einem Chronisten lag am Unglücksstag die Burgfrau im Kindbett und stürzte beim Zusammenbruch der Mauern zusammen mit dem Kind in der Wiege und einer Magd den felsigen Abhang hinunter und wurde von einem Baum aufgefangen, so daß alle drei mit dem Schrecken davonkamen.

In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts begann die Auseinandersetzung zwischen der Stadt Basel und dem Hause Habsburg von neuem. Am Krieg gegen den Herlisheimerbund von 1373, einen fehdelustigen Adelsverband, nahmen Österreich und Basel zwar noch als Bundesgenossen teil; die Kluft war aber damals bereits vorhanden und wurde in der Folge stetig größer.

Das Regiment des neuen Bischofs Jean de Vienne brachte alles andere als die nach dem Erdbeben von Stadt und Land so dringend benötigte Ruhe. Der aus vornehmem burgundischem Hause stammende Bischof war fest

entschlossen, die kriegerische Macht des niederen Adels zu brechen; bisweilen sah er sich von der Stadt unterstützt. Blauenstein, der äußerst kühn gelegene Sitz der streitbaren Herren von Blauenstein, wurde 1370 und 1371 mehrmals belagert. Wenig später brach eine Fehde mit einer ganzen Gruppe von Adligen aus; an deren Spitze standen die Herren von Bechburg, von Buchegg sowie die Schaler. Die Auseinandersetzung endete mit der Eroberung der Feste Istein. Außerdem führte der Bischof eine sehr unglückliche Expansionspolitik im Südwesten seiner Herrschaft.

Die Bistumskasse wurde durch diese unaufhörlichen Kriege schwer belastet. Der geistliche Herr war genötigt, große Gebietsteile und wichtige Herrschaftsrechte zu verpfänden. Als Pfandherren treffen wir nicht nur reiche Adelsgeschlechter an wie die Ramstein, die Bärenfels oder die Epfänger, sondern auch finanziell starke Basler Patrizierfamilien. Heman Stamler, Werner von Halle und vor allem die ehrgeizige Familie der Fröweler brachten zahlreiche Güter pfandweise an sich. Gleichzeitig versuchten viele finanziell schlechtgestellte alte Adelsgeschlechter, ihre zerrüttete wirtschaftliche Lage durch die Verschwagerung mit einer reichen Patrizierfamilie zu verbessern. Letzteren war dies durchaus willkommen, stiegen sie doch durch derartige Heiraten nicht selten in den Adelsstand auf. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts finden wir als Gattinnen von Adligen immer wieder Frauen bürgerlicher Herkunft. Die Fröweler, die Sevogel und die Offenburg stiegen durch Verschwagerung mit Edelgeschlechtern und durch den Erwerb von Feudalherrschaften um 1400 in den Adelsstand empor.

Auch die Stadt Basel selbst erwarb pfandweise von Jean de Vienne zahlreiche Herrschaftsrechte wie zum Beispiel das Zoll- und Münzregal. Der alte Adel fühlte sich durch diese Vorgänge begreiflicherweise beunruhigt. Zahlreiche Familien versuchten mit dem althergebrachten Mittel der Selbsthilfe, der Fehde ihre bedrohten Rechte und ihre gefährdete Stellung zu retten. 1374 wurde Basel auf diese Weise in einen Krieg mit mehreren Adligen verwickelt, unter welchen sich Walraf von Tierstein, Rutschmann von Blauenstein und Hans-Ulrich von Hasenburg als besonders erbitterte Gegner der neuen städtischen Gewalt hervortaten. Blauenstein wurde erfolglos belagert; Hasenburg und Pfeffingen aber konnten von der Stadt eingenommen und verbrannt werden. Noch im gleichen Jahre versuchte Henmann von Bechburg, seine Forderungen an Basel durch den Überfall auf einen Kaufmannszug durchzusetzen, der Waren von Basel, Straßburg, Frankfurt und Köln mit sich führte. Basel und der Landgraf im Buchsgau, Rudolf von Nidau, mußten diese Tat als Friedensbruch ansehen und zogen deshalb zur Rache vor die Feste Neu-Falkenstein. Nach vierzehnwöchiger Belagerung wurde die Burg erobert; einige Adlige, die sich mit dem Bech-

burger vermutlich solidarisch erklärt hatten, wurden bei der Besetzung der Feste gefangengenommen, so Burkart von Buchegg, Hans von Tierstein und Konrad von Eptingen.

Leopold von Österreich hatte seine Hoffnungen, Basel seiner Herrschaft einverleiben zu können, nie aus den Augen gelassen. 1375 freilich wurde seine Aufmerksamkeit durch den Zug der Gugler abgelenkt; deren Führer Enguerrand de Coucy erhob Erbansprüche auf habsburgische Gebiete im Mittelland und wollte diese mit Gewalt durchsetzen. Auf seinem Weg über den Oberen Hauenstein scheint er mehrere Burgen und Städtchen, wie zum Beispiel Waldenburg und die Erlinsburgen, zerstört zu haben. Zum Glück für Leopold gelang es den Bernern, die zur Landplage gewordenen fremden Söldnerscharen entscheidend zu zerschlagen.

Bereits vor dem Guglereinfall hatte Leopold Kleinbasel als Pfandbesitz an sich gebracht; nun erwarb er 1376 auch die Reichsvogtei über Großbasel. Die Rheinstadt fühlte sich schwer bedroht. Die Stimmung erreichte ihren Siedepunkt, als im Februar 1376 Leopold zur Fastnachtszeit in Basel ein Turnier abhielt. Aus geringfügigen Gründen brach plötzlich ein heftiger Aufruhr los. Die Zünfte stürzten sich in die Waffen und fielen über die festenden und turnierenden Adligen her. Leopold mußte in einem Kahn über den Rhein flüchten; einige seiner Anhänger wurden erschlagen. Im Eptingerhof nahm man eine große Zahl seiner Parteigänger gefangen, so etwa Walraf von Tierstein, Rudolf von Hochberg und Hans-Ulrich von Hasenburg. Diese Vorgänge, die unter dem Namen der «Bösen Fasnacht» in die Geschichte eingegangen sind, hatten ein langes Nachspiel. Wohl griff der Rat gegen die Aufrührer scharf durch und beteuerte in verschiedenen Schriftstücken seine Unschuld; aber der Adel war aufs höchste ergrimmt; Friede und sicheres Geleit, dessen Verletzung man den Herren bei jeder Fehde zum Vorwurf machte, waren gräßlich mißachtet worden, und das vergossene Blut und die erlittenen Demütigungen schrien nach Rache. Zur Sühne mußte die Stadt sehr weitgehende Konzessionen an Habsburg und an den Adel machen. Vorübergehend gewannen die österreichisch gesinnten Familien in Basel sogar wieder die Oberhand. Dies zeigte sich etwa im Vertrag von 1377 zwischen der Rheinstadt und dem umwohnenden Adel, in welchem sich die Edelgeschlechter als Beschützer der städtischen Freiheiten aufspielen konnten. Die Vorherrschaft des Adels war in jenen Jahren so stark, daß die Stadt 1380 dem Löwenbunde beitrat, einer Adelsgesellschaft, welche mit allen Mitteln, auch mit demjenigen der gewaltsamen Fehde, die Rechte und Traditionen der Herren wahren wollte.

Basel war nun für einige Zeit mit Habsburg gegen den Bischof verbündet. Bald aber machte sich der alte Gegensatz wieder bemerkbar. Feudalismus

und Bürgertum konnten auf die Dauer nicht miteinander auskommen. In der Stadtverfassung wurden verschiedene adelsfeindliche Neuerungen eingeführt. Gleichzeitig erlebte Basel einen bedeutenden Zuwachs an Rechten und Gütern. 1384 trat Basel dem Schwäbischen Städtebund bei, womit es seine antihabsburgische Gesinnung deutlich bekundete. Diese Vereinigung von Städten konnte sich zwar militärisch gegen die Grafen von Württemberg nicht halten. Aber bereits zwei Jahre vor der Vernichtung des Schwäbischen Städtebundes erlitt der mit Österreich kämpfende Basler Adel eine geradezu verheerende Niederlage: Im Juli 1386 wurde das habsburgische Ritterheer bei Sempach von den Eidgenossen aufgerieben. Der Blutzoll, den der Basler Adel in dieser Schlacht zu entrichten hatte, war furchtbar. Vier Herren von Bärenfels fielen, fünf aus der Familie von Rotberg; ein Herr von Eschenz kam mit seinen beiden Söhnen um; ferner blieben Angehörige der Familien von Eptingen, Ramstein und Tierstein auf der Walstatt. Auch der tatkräftige Herzog Leopold selbst befand sich unter den Gefallenen. Zwei Jahre später fielen in der Schlacht bei Näfels abermals einige Herren aus der Gegend um Basel. Begreiflicherweise richteten sich der Haß und die Rachegedanken, die nun die Edelfamilien ergriffen, nicht zuletzt gegen Basel, unterhielt doch die Rheinstadt seit einigen Jahrzehnten mit den Eidgenossen, vor allem mit Bern, sehr nahe Beziehungen.

Von diesen militärischen Katastrophen und der darauffolgenden Schwächeperiode konnte sich der Basler Adel nie mehr ganz erholen. Ohne auswärtige Hilfe war es ihm fürderhin nicht mehr möglich, gegen die neuen Gewalten der Städte und Fürsten zu kämpfen, zumal Basel in jener Zeit eine ausgesprochen kräftige Politik betrieb. So gelang es der Stadt in jenen Jahren, sich schrittweise den Besitz von Kleinbasel zu sichern, so daß 1392 die beiden Städte miteinander verschmolzen werden konnten. Immer wieder wurden nun Adlige aus dem Bürgerrecht entlassen, wie Klaus von dem Huse, der Graf von Tierstein und Burkart Münch von Landskron. Ferner mußten alte Gegner von ihren Fehden endgültig abstehen, vor allem Rutschmann von Blauenstein und ein Zweig der Herren von Eptingen. In jenen Jahren versuchte Basel, auch im Bistum Fuß zu fassen; 1389 gelang es der Stadt, Delsberg in die Hand zu bekommen. Seit der Schlacht bei Sempach befand sich der Basler Adel gesamthaft gesehen in der Defensive.

Die Zeit des 15. Jahrhunderts, die wir nun betreten, wird als Epoche des Niederganges der feudalen Macht angesehen. Dies ist im großen ganzen auch richtig; doch wäre es falsch, den nicht zu bestreitenden politischen, wirtschaftlichen und militärischen Niedergang als Degeneration zu bezeichnen. Die feudale Lebensform im 15. Jahrhundert war vom Standpunkt

des Städters aus überholt und unzeitgemäß. Wir haben aber deswegen noch lange nicht das Recht, sie als minderwertig oder degeneriert anzusehen.

Um 1400 erlebte die Stadt einen bedeutenden Machtzuwachs, gelang es ihr doch, das heutige Oberbaselbiet in die Hand zu bekommen; freilich verblieben Muttenz und Pratteln nach wie vor im Besitz von habsburg-freundlich gesinnten Edelgeschlechtern. Mit der nun immer breiter fließenden Überlieferung häufen sich die Nachrichten über die Fehden der Stadt mit einzelnen Herren. Der Adel war gewohnt, seine Rechtsstreitigkeiten mit dem Schwert durchzusetzen; eine auf friedlichen Verkehr angewiesene Stadt wie Basel konnte begreiflicherweise die auf diese Kriegsbereitschaft zurückzuführende dauernde Unsicherheit nicht dulden, zumal die Adligen auch unter sich selbst nicht selten im Streite lagen. Basel war bestrebt, den Frieden auf jegliche Weise zu wahren, sei es durch Vermittlung, sei es durch kriegerische Intervention. 1403 erneuerte die Stadt ihr Bündnis mit Straßburg; 1406 unternahmen die Basler einen Zug vor Pfeffingen und erzwangen die Anerkennung ihrer Forderungen nach Sicherheit des Verkehrs.

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts wuchs in unserer Gegend der Einfluß der erstarkenden burgundischen Macht immer mehr. Manche Adlige aus dem Gebiet um Basel zogen unter den Fahnen Burgunds zu Felde. Hans von Tierstein und die Brüder von Ramstein wurden auf dem Schlachtfeld von Othey zu Rittern geschlagen, und viele junge Söhne von Edelfamilien genossen ihre ritterliche Ausbildung am burgundischen Hof. 1393 wurden die Prinzessin Katharina von Burgund und Leopold von Österreich miteinander verheiratet. Damit gewann Burgund dauernden Einfluß auf die österreichischen Vorlande, zumal Katharina eine ausgesprochen kräftige Persönlichkeit war. Ihr Mann hingegen trat nie in Erscheinung; nur im Jahre 1406 verschrieb er seiner Frau die Herrschaften Elsaß und Sundgau; hier waltete nun in der Folge die «Frau von Burgund», wie Katharina von Zeitgenossen häufig genannt wurde, mit großer Selbständigkeit.

Eine Auseinandersetzung Basels mit der Herzogin war bald nicht mehr zu vermeiden; die Gebietsinteressen der beiden Mächte kreuzten sich zu sehr. Dazu kam, daß der Landvogt der Herzogin, Graf Hans von Lupfen, als erbitterter Gegner der Städte und der Eidgenossen unverhüllt auf einen Krieg hin arbeitete. Basel rüstete ebenfalls. Zahlreiche Adlige, beispielsweise die Vitztum, die Maßmünster, die Herren von Pfirt und von Blumenegg, ließen sich ins Bürgerrecht der Stadt aufnehmen, um in der kommenden Auseinandersetzung einen Rückhalt zu besitzen. Militärisch konnte Basel von diesen Herren nicht viel erwarten, denn ihre kleinen Burgen waren einem größeren Angriff nicht gewachsen.

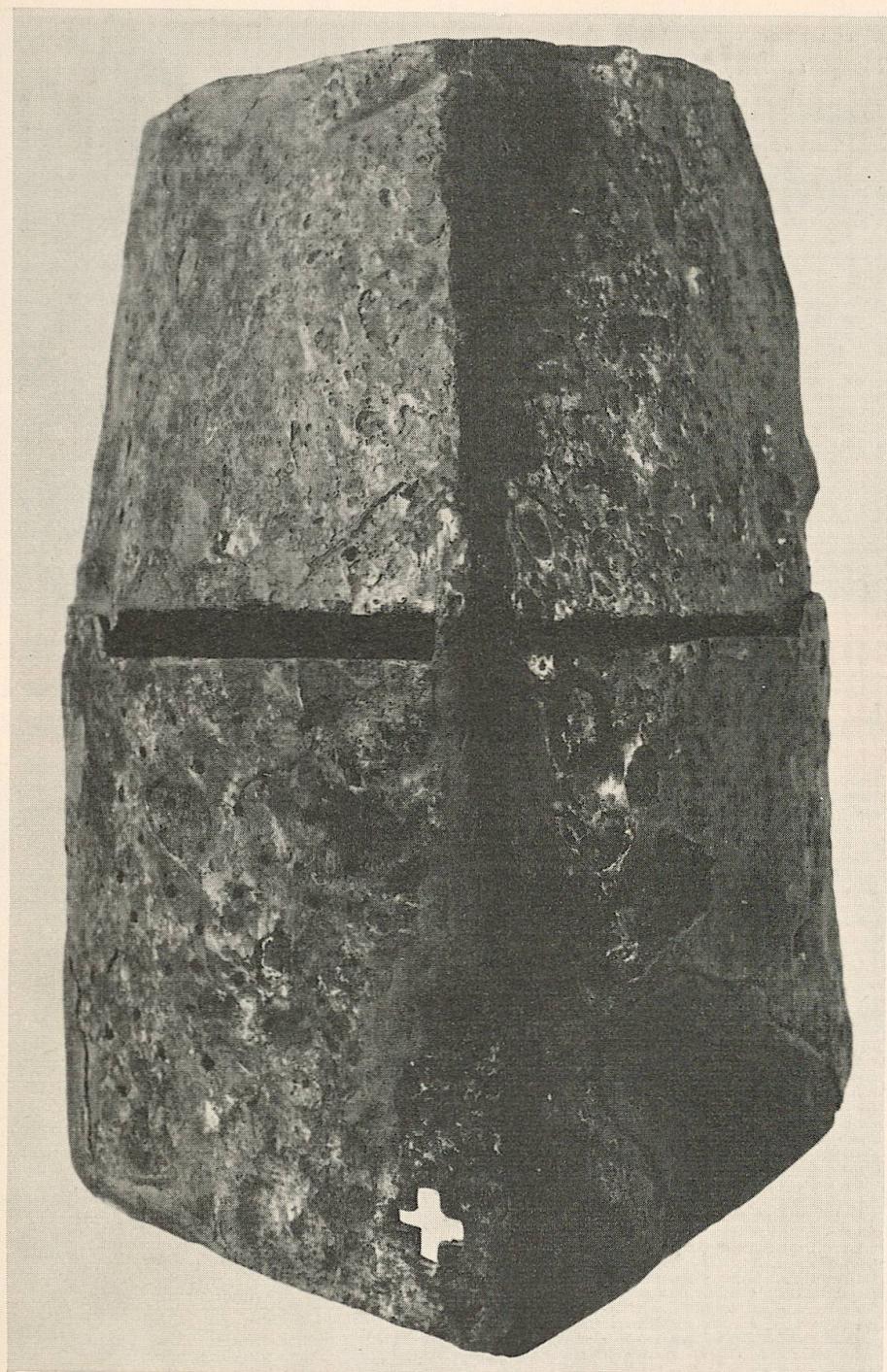


Abb. 5 Topfhelm



Abb. 6 Abbildung eines Tjostes



Abb. 7 Gerichtlicher Zweikampf

Im Herbst 1409 schlug Hans von Lupfen los, und bald tobte allenthalben ein heftiger Kleinkrieg; das ganze Land litt unsäglich unter den gegenseitigen Verwüstungen. Wir brauchen die Aktionen im einzelnen nicht zu verfolgen. Katharina erkämpfte sich dank der Hilfe Habsburgs einen leichten Vorteil. 1410 aber schloß Basel mit ihr einen günstigen Frieden. Der Krieg mit dem habsburgisch gesinnten Adel dauerte jedoch fort. Wohl versuchte Basel, durch Eroberung und Zerstörung einiger Burgen die Macht der Edelfamilien zu brechen. Der Erfolg wog aber nicht schwer; die Festen waren zu zahlreich und die baslerischen Kaufmannszüge zu leicht verletzlich.

Manchen Adligen, deren Gesinnung unzuverlässig war, entzog Basel im Jahre 1411 das Bürgerrecht, so den Meier von Hüningen, den Waldner, den Hattstatt und einigen Herren von Eptingen. Im gleichen Jahre schloß Basel mit Katharina, die inzwischen Witwe geworden war, weshalb sie auf Österreich keine große Rücksicht mehr zu nehmen brauchte, ein förmliches Bündnis, welches vor allem die Wahrung des Landfriedens bezweckte. Zwei Jahre später wurde auch der Krieg mit Österreich beigelegt.

In den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts veränderte sich für den Adel unserer Gegend vieles. Den alten Geschlechtern war der Einfluß in der Stadt größtenteils verlorengegangen. Eine feste Stellung besaßen nur noch wenige Familien, wie die Rotberg, die Bärenfels oder die Ramstein. Dafür waren nun zahlreiche Patrizier an die Macht gelangt, die Rot, die Fröweler, die Offenburg, die Sevogel u. a. m. Sie waren einsteils mit manchen Adelsfamilien verschwägert und fühlten sich als vollwertige Edelgeschlechter. Doch waren sie der Stadt treu ergeben; ihre Gesinnung war nicht habsburg-freundlich. Ihre wirtschaftliche Stärke kam Österreich allerdings sehr gelegen; viele Gläubiger dieses Hauses gehörten Basler Patrizierfamilien an, als Belohnungen erhielten sie Wappenverleihungen oder Adelsbriefe. Bisweilen wurden sie mit habsburgischen Gütern belehnt. Auch Pfandschaften brachten diese reichen Stadtbürger an sich. Ihre verwandtschaftlichen Beziehungen zu alten Adelsgeschlechtern machten sie bei deren Aussterben häufig zu ihren legitimen Erben. Durch Kauf erwarben sie ebenfalls umfangreichen Besitz. So hatte um 1410 Konrad von Laufen Neu-Bechburg inne, die Fröweler saßen auf Sternenberg bei Hofstetten, die Efringer auf Dorneck, die Sevogel auf dem Hinteren Wartenberg und die Offenburg auf der Schauenburg.

Katharina von Burgund starb 1426. In den letzten Jahren ihres Lebens waren ihre Güter im Elsaß durch Habsburg schwer bedroht gewesen; sie hatte zwar die Anerkennung der Nutznutzung auf Lebenszeit durchgesetzt; nach ihrem Tode aber wollte Österreich die Güter an sich ziehen. Das Haus Burgund jedoch gab seine Ansprüche nicht preis. Damit setzte ein heftiger Kleinkrieg zwischen den adligen Parteigängern Burgunds und Habsburgs

ein. Das junge Brüderpaar Hans und Konrad Münch von Löwenberg nahm von seiner den burgundischen Gebieten sehr nahe gelegenen Feste Löwenberg aus zahlreiche «Walchen», d. h. Burgunder, gefangen. Der Meier von Hüningen brachte durch einen Handstreich die Feste Montjoie/Froberg in Habsburgs Gewalt. Auch andere Herren blieben nicht untätig, so die Ramstein, die zu Rhein, die Mörsberg und die Hattstatt. In diesem wilden Treiben spielten die Bastardsöhne, die keine Hoffnung auf ein Erbe hatten, eine wichtige Rolle. Die Stadt Basel war bestrebt, diesen Läufen ein Ende zu setzen, gefährdeten sie doch ihre lebenswichtigen Handelsverbindungen ernsthaft.

Der Alte Zürichkrieg brachte für die Gegend um Basel bedeutende Ereignisse. Seit einiger Zeit war der Gegensatz zwischen Basel und Österreich von neuem entstanden; der Führer der habsburgischen Parteigänger am Oberrhein, Markgraf Wilhelm von Hochberg, war ein leidenschaftlicher Gegner der Stadt. Als österreichischer Landvogt schikanierte er sie durch Zollabgaben und Repressalien, und der Adel, der wieder einmal auf Abrechnung hoffte, schloß sich ihm weitgehend an.

Groß war daher die Befriedigung über das Herannahen der Armagnaken im Jahre 1444, hofften doch die Herren aus der Gegend, mit Hilfe dieser Söldner nicht nur Rache an den Eidgenossen nehmen zu können, sondern auch ihre eigene Machtposition auf Kosten Basels wiederzugewinnen. Die Kappeler, die Wessenberg und die Münch von Landskron traten als offene Feinde der Stadt auf. Burkart Münch von Landskron hatte der Gesellschaft angehört, welche vom französischen König das Armagnakenheer zur Hilfe angefordert hatte. Auf die Kunde vom Heranrücken der Söldner schlug der Adel los. Die Falkensteiner besetzten die starke Feste Farnsburg; Burkart Münch dehnte seine Überfälle bis vor die Tore Basels aus. So kam es zu den bekannten Ereignissen der Schlacht bei St. Jakob an der Birs. Diese brachte trotz der Niederlage der Eidgenossen für den Adel eine schwere Enttäuschung: Der Dauphin wandte sich, ohne die Entscheidungsschlacht geschlagen zu haben – als solche kann ja das Treffen von St. Jakob nicht gelten – von den Eidgenossen ab. Er ließ ein verwüstetes Land und einen Adel zurück, der nun der Rache der Eidgenossen und der Basler preisgegeben war. Hans und Friedrich von Münstral, Hans Münch von Landskron, Hermann und Konrad von Eptingen, Peter und Konrad von Mörsberg, die Freiherren von Falkenstein und zahlreiche andere Adlige mußten nun auf eigene Faust weiterkämpfen. Ihre Führer waren Hans von Tierstein, Wilhelm von Hochberg und Hans von Rechberg; diese standen mit Herzog Albrecht von Österreich in direkter Verbindung. Die Münch von Münchenstein verhielten sich neutral; zum Schutze ihrer Burg erbaten sie sich von Basel Söld-

ner, Waffen und Munition. Unter Führung des Freiherrn Rudolf von Ramstein blieb eine ganze Gruppe von Adligen, die Andlau und die Tavannes zum Beispiel, neutral. Der Adel des Bistums im heutigen Berner Jura beteiligte sich ebenfalls kaum an der Auseinandersetzung. Eine Gruppe von adligen oder patrizischen Basler Ratsherren hielt sich vom Krieg fern, da sie Güter von Österreich zu Lehen trugen. Zu diesen gehörten die Rotberg, Bärenfels, Offenburg, Sürlin, Laufen, Ereman und Fröweler. Offen auf der Seite Basels standen Hans Reich von Reichenstein, Peter und Hans von Ramstein, Bernhard von Eptingen und andere. Es würde zu weit führen, hier die unzähligen Aktionen, Treffen und Belagerungen zu verfolgen. Erwähnen wir lediglich die vorübergehende Besetzung von Pfeffingen und Rheinfelden durch Basel, die Zerstörung der Feste Blochmont und die zahlreichen Raubzüge beider Parteien im Sundgau. Nach fünf Jahren gelang es endlich, angesichts der allgemeinen Erschöpfung, diesen St.-Jakober oder Großen Adelskrieg in der Breisacher Richtung von 1449 beizulegen. Der Vertrag lautete eher zugunsten Basels, verzichtete Österreich doch auf die den Handel hemmenden, während des Krieges errichteten Zollschränken.

Die Auseinandersetzung hatte auf beiden Seiten sehr große Mittel verschlungen. Das finanziell starke Basel konnte sich in kurzer Zeit erholen; der Adel aber stand vor dem Ruin und besaß kaum eine Möglichkeit, diese schwierige Lage zu überwinden. Zahlreiche feudale Güter und Rechte fielen nun durch Kauf oder Pfand in die Hände Basels und seiner reichen Bürger. In den sechziger Jahren rundete die Stadt ihr Herrschaftsgebiet durch die Erwerbung von Sissach, Zunzgen, Itingen und Böckten ab. Den Münch von Münchenstein brachte ihre neutrale Haltung im Adelskrieg keinen Gewinn. Ihre in der Nähe Basels gelegenen Besitzungen waren während der Auseinandersetzung heftig verwüstet worden. Konrad Münch fühlte sich deshalb außerstande, Münchenstein und Muttenz fernerhin zu behalten. 1470 mußte er diesen Herrschaftskomplex an Basel verpfänden.

Mittlerweile war der Stadt Basel bei ihren Gebietserweiterungen ein Gegner erwachsen, mit dem sie noch bis weit ins 16. Jahrhundert hinein unliebsame Zusammenstöße erleben sollte. Die Aarestadt Solothurn besaß im Mittelland wegen des starken Bern keine großen Expansionsmöglichkeiten und war deshalb bestrebt, ihr Territorium nach Norden zu erweitern und die Grenzen wenn möglich bis an den Juranordfuß vorzuschieben. Dieses Endziel sollte freilich nur bei Dornach und im mittleren Leimental erreicht werden; doch unternahm die Aarestadt im späten 15. Jahrhundert die heftigsten Anstrengungen, um auch Münchenstein, Muttenz, Pratteln, Pfeffingen, Landskron und die sisgauischen Güter der Falkensteiner in ihre Hand zu bringen. Manche Adelsgeschlechter, deren Feindschaft mit Basel zur Tra-

dition geworden war, wurden von Solothurn umworben. Ganz besonders eng schloß sich die Stadt mit Oswald von Tierstein zusammen; dieser führte in der Folgezeit manche Fehde unter dem Schutze Solothurns durch und war seinerseits der Stadt bei zahlreichen Kriegen behilflich.

Die ohnehin schon schwierige Lage des Adels wurde durch den Sundgauer Zug der Eidgenossen im Jahre 1468 noch mehr verschlechtert. Da sich die habsburgischen Ritter den auf dem Ochsenfeld bei Thann in Schlachtoordnung aufmarschierten Eidgenossen nicht stellen wollten, kamen sie zwar um eine militärische Niederlage herum. Desto größer freilich war ihr Prestigeverlust. Vor allem aber litt das Land unter den Verwüstungen der Eidgenossen. Diese rauen Gesellen raubten und plünderten alles, was ihnen in die Hände fiel, und manche kleine Dorfburg eines Sundgauer Adligen dürfte mit den Behausungen der Untertanen in Flammen aufgegangen sein.

Dieser Sundgauer Zug richtete zwar maßlose Verheerungen an, ging aber wie ein Ungewitter rasch wieder vorüber. Dem Adel der Basler Gegend drohte jedoch eine viel größere Gefahr, und zwar aus dem Westen. Die alten burgundischen Machtansprüche auf die österreichischen Gebiete am Oberrhein nahmen in jener Zeit wieder feste Formen an, und 1469 gelangten diese Herrschaften tatsächlich an Herzog Karl den Kühnen von Burgund. Wie wir bereits erfahren haben, unterhielten im 15. Jahrhundert zahlreiche Familien aus unserer Gegend enge Beziehungen zum burgundischen Hof. Der Glanz einer letzten Blütezeit des bereits nicht mehr zeitgemäßen Rittertums, der vom Hofe der burgundischen Herzöge ausging, dürfte manchen geblendet und angezogen haben. Nachdem aber Karl der Kühne am Oberrhein an die Macht gelangt war, verspürte der hier ansässige Adel nicht mehr den Glanz höfischen Rittertums, sondern den harten Zwang eines zentralisierten Landesfürstentums. Der Adel machte daher mit den gleichermaßen bedrohten Städten gemeinsame Sache und stellte sich fest geschlossen gegen das neue Regiment. Gerade diejenigen Familien, die am zähdesten an der alten Tradition des Privatkrieges festgehalten hatten, stellten jetzt ihre Kampferfahrung in den Dienst der Feinde Burgunds, wie beispielsweise die Grafen von Tierstein oder die Herren von Neuenstein. Österreich selbst verbündete sich 1474 mit den Eidgenossen, seinen Erbfeinden, und mit den elsässischen Städten, die sich zur sogenannten Niederer Vereinigung zusammengeschlossen hatten. Der oberelsässische und jurassische Adel war an den großen Schlachten der Burgunderkriege maßgebend beteiligt. Auf dem Schlachtfeld von Murten wurden zahlreiche Adlige, wie beispielsweise Konrad und Friedrich Münch von Löwenberg, Jakob von Eptingen, Hartung von Andlau, Kaspar von Mörsberg, Friedrich zu Rhein und Jakob Reich

vom Grafen von Tierstein zu Rittern geschlagen. Arnold von Rotberg brachte dem Herzog in der Schlacht eine Wunde bei, und Veltin von Neuenstein leistete der Stadt Basel als Feldhauptmann wichtige Dienste.

Nachdem der gemeinsame Feind bei Nancy niedergekommen waren, trat der alte Gegensatz zwischen Basel und dem Adel erneut in Erscheinung. Freilich wagten es nur noch wenige Herren, mit der Stadt in offenen Konflikt zu geraten. Vor allem war es Oswald von Tierstein, der nach wie vor seine Rechte mit Gewalt durchsetzen zu müssen glaubte. Er wandte sich auch gegen den niederen Adel der Gegend. In den achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts brachte er die Nordseite des Blauens durch einen raschen Handstreich in seine Gewalt; die zahlreichen geschädigten Adligen, die Reich, Rotberg, Andlau, Flachsland usw. konnten allerdings die Herausgabe der geraubten Güter erzwingen.

Basel war in der Zwischenzeit Pfandherrin über mehrere Feudalherrschaften geworden und wollte nun diese Pfandrechte in Eigentum verwandeln. Der Adel, der schwer verschuldet war, blieb wegen der städtischen Pfandrechte an Basel gebunden, versuchte aber, sich mehr und mehr von der Stadt zu lösen, und veräußerte allmählich auch die letzten Rechte. In einzelnen Schüben gaben viele Adelsfamilien ihre alten Bindungen zur Stadt auf. Im Schwabenkriege 1499 verließen Jakob von Eptingen, Arnold von Rotberg, Marx Reich und andere Herren die Stadt, um sich in den Dienst des Reiches zu stellen. Eine weitere Entfremdung brachte 1501 Basels ewiger Bund mit den Eidgenossen. Der Rest der alten Adelsfamilien wandte der Stadt anlässlich der Reformation 1529 den Rücken.

Bis zu diesem Datum hatte Basel diejenigen Grenzen seines Territoriums erreicht, die künftig Bestand haben sollten. Die letzten wichtigen Erwerbungen waren Muttenz und Münchenstein, Pratteln und Ramstein in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts.

4. Die Spätzeit des 16. Jahrhunderts

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts hatte der alte Basler Adel seine politische, militärische und wirtschaftliche Machtstellung eingebüßt. Der alte Adelstolz, das Gefühl der persönlichen Überlegenheit und der Verantwortung für das Schicksal der Untertanen war ihm geblieben. Diese feudale patriarchalische Lebensauffassung besaß auch im 16. Jahrhundert ihre bestimmten Werte. Die bäuerlichen Untertanen waren materiell nicht schlecht gestellt. Für Seuchen und Mißernten konnten die Herren nicht verantwortlich gemacht werden; die Zeit der Fehden, unter welchen das Landvolk früher sehr

zu leiden hatte, war weitgehend vorbei, und die Abgaben betrugen bloß ein Bruchteil dessen, was die Untertanen der Stadt abzuliefern hatten.

Der Verlust der Machtstellung führte zur Resignation. Zahlreiche Adlige wanderten aus; so ließen sich die Herren von Rotberg in Rheinweiler nieder; und die Grafen von Tierstein hatten noch im späten 15. Jahrhundert versucht, auf der Hohkönigsburg eine neue Machtstellung aufzubauen. Viele Familien führten im Sundgau auf den ihnen verbliebenen Gütern ein zurückgezogenes «Krautjunkerdasein». So saßen die Reich von Reichenstein auf der Landskron und die Herren zu Rhein hausten auf ihren elsässischen Besitzungen. Diese Herren kamen in der Regel mit ihren Untertanen so gut aus, daß man letzteren zu Ende des 18. Jahrhunderts die Revolution fast aufzwingen mußte.

Andere Familien suchten ein Unterkommen am bischöflichen Hofe. Die planmäßige Verdrängung des Bischofs aus seinen alten Herrschaften durch die Stadt Basel führte im 16. Jahrhundert zu einer schweren Gefährdung des Bistums. Die Rheinstadt war bereits bis in die Freiberge vorgedrungen; und seit der Reformation bildete auch noch die Konfessionsfrage einen beständigen Zankapfel. Das Schwergewicht des Bistums hatte sich in die Ajoie verlagert, da sich der Osten praktisch in den Händen Basels befand und im Süden Bern dauernden Einfluß gewonnen hatte. Im Laufe des 16. Jahrhunderts traten einige Adelsgeschlechter, deren Besitztum bis auf kleine Reste zusammengeschmolzen war, in bischöfliche Dienste am Hofe zu Pruntrut; so die Reich, die Andlau, die Münch von Löwenberg, die Spender von Delsberg und die Herren von Vorburg. In dem kleinen Städtchen Pruntrut lebte so im 16. Jahrhundert noch einmal der Geist des mittelalterlichen Feudalismus auf, und im Jahre 1575 trat mit Christoph Blarer von Wartensee ein Mann an die Spitze des Bistums, der diesem feudalen Gepräge in seinem ganzen Herrschaftsbereich zum Durchbruch verhalf und zudem den Bestand des gefährdeten Bistums auf lange Zeit sicherstellte. Dank Blarers geschickter Politik, die sich etwa in seinem weitsichtigen Bündnis von 1579/80 mit den katholischen Orten der Eidgenossenschaft äußerte, wurden die Freiberge, das Laufener und das Delsberger Tal für immer dem Einfluß der Stadt Basel entzogen. Auch das in der Folgezeit immer wichtiger werdende Arlesheim mit Birseck verblieb dem Bistum. Für die sisgauischen Herrschaften mußte Basel eine hohe Ablösungssumme entrichten, welche die finanzielle Zerrüttung des Bistums weitgehend beseitigte. Obwohl in der Folge eine gewisse zentralistische Bürokratie in der Verwaltung des bischöflichen Territoriums festzustellen ist, blieb das feudalistische Gefüge bestehen, ja es wurde sogar ausgesprochen gefestigt. Mehrere neue Adelssitze, wie Domont als Neugründung der Herren von Vorburg oder Remontstein und

Laufen, wurden erbaut, und zahlreiche kleinere Burgen erfuhren in jenen Tagen bedeutende Veränderungen; einige wurden sogar niedergeissen und machten Neubauten Platz.

So bedeuteten die letzten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts für den Adel im Bistum Basel die bescheidene Nachblüte einer seit langem überlebten Epoche.

B. Das feudale Lebensbild

1. Die ständische und genealogische Gliederung; Bemerkungen zum Turnier

Im Mittelalter gehörte zum Adel, wer durch seine Abkunft oder durch ein fürstliches Privileg ritterbürtig war. Als Ritter (Miles) wurde niemand geboren; denn dieser Titel mußte durch den Ritterschlag oder die Schwertleite erworben werden. Es handelte sich um eine Zeremonie, in welcher der junge Adlige durch den Empfang von Sporen und Schwert zum waffenfähigen Mann erklärt wurde, zum vollwertigen Krieger. Aus der Tatsache, daß der Ritterschlag ursprünglich beim Eintritt ins Erwachsenenalter verabreicht wurde, ergibt sich, daß es sich offenbar um einen Initiationsritus handelte. Deshalb mußten sich ihm wohl alle Adligen unterziehen. Seit dem 13. Jahrhundert jedoch ging der alte Initiationsgedanke der Schwertleite verloren. Mit dem Ritterschlag wurde nur noch ein Ehrentitel erworben, was für manchen Adligen keinen Reiz mehr hatte, so daß sich viele Herren der Spätzeit mit ihren durch die Geburt erworbenen Adelstiteln zufrieden gaben; die Zahl der Edelknechte, das heißt der Herren aus dem niederen Adel, die den Ritterschlag nicht erhalten hatten, nahm seit dem 14. Jahrhundert immer mehr zu.

Innerhalb des Adels ragte eine Zahl von Familien besonders hervor; diese bildeten eine Art Oberschicht. Sie zeichneten sich durch Großgrundbesitz, durch Besetzung der Grafen- und Bischofsämter und durch die Ausübung besonderer Hoheitsrechte aus, zu welchen etwa die hohe Gerichtsbarkeit gehörte. Diese Familien, deren Angehörige als Dynasten bezeichnet werden, stellten den sogenannten hohen Adel dar, während die übrigen Familien den niederen Adel, das heißt den eigentlichen Ritterstand ausmachten. Dynastenfamilien aus unserer Gegend waren etwa die Grafen von Pfirt, von Froburg, von Tierstein und von Saugern, ferner die Freiherren von Bechburg, von Rötteln und von Asuel-Hasenburg. Bereits zu Beginn des Hochmittelalters begannen die einzelnen Adelsschichten in den europäischen Ländern, sich verschieden zu entwickeln, worauf wir hier allerdings nicht einzugehen brauchen.

Diese verschiedenen Adelsschichten waren miteinander durch das Lehnswesen, eine für die heutige Zeit schwer zu verstehende Form der staatlichen Gemeinschaft, verbunden. Die Wurzeln des Lehnswesens, denen wir nicht

näher nachgehen wollen, liegen in der keltischen und germanischen Vorzeit. Die Vasallität verpflichtete den Mann (Vassus) und den Herrn (Dominus, Senior) zu gegenseitiger Treue. Für geleistete Dienste erhielt der Vasall ein Benefizium, das heißt ein Grundstück zur freien Nutzung; diese als «Lehen» bezeichneten Güter waren anfänglich nicht erblich; aber bereits vor dem Beginn des Hochmittelalters gingen die Lehen vom Vater auf den Sohn über, seit dem 13. Jahrhundert auch auf die Tochter. So kam es, daß der Vasall nicht mehr ein Lehen erhielt, weil er gedient hatte, sondern daß er dem Lehnsherrn diente, weil er ein Lehen besaß. Um ein Lehen empfangen zu können, bedurfte es der Ritterbürtigkeit oder eines Privilegiums; so waren etwa die Patrizier Basels durch königlichen Erlaß berechtigt, Lehen zu tragen. Der Vasall mußte dem Herrn dienen, indem er für ihn in den Krieg zog oder ihn an Hoffahrten begleitete. Diese Verpflichtungen konnten durch Geld abgelöst werden, und im Laufe des Spätmittelalters war die Inhaberschaft von Lehen häufig mit Geldzahlungen an den Lehnsherrn verbunden. Der Herr behielt sich auf seinen ausgegebenen Lehen noch manche Rechte vor, vor allem das Öffnungsrecht der Burgen und die Ausübung der hohen Gerichtsbarkeit.

Bereits zu Beginn des Hochmittelalters war der Adel vom Lehnswesen völlig durchdrungen, was zur Bildung einer umfassenden Hierarchie geführt hatte. Oberster Lehnsherr war der Inhaber der Krone, in unserer Gegend also der römisch-deutsche König. Von diesem empfingen die Kronvasallen, die Fürsten und Angehörigen des hohen Adels, aber auch zahlreiche niedere Adlige, sogenannte Reichsritter, ihre Lehen. Große Gebiete wurden stückweise an Unter- oder Afterlehnsträger weiter verliehen. Dadurch gewannen die einzelnen Dynastenfamilien ihre eigenen Vasallen. Da manche Herren aus dem Hochadel ihr Gebiet anderen Dynasten als Lehen auftrugen und damit deren Vasallen wurden, ergab sich eine Vielschichtigkeit in der Lehnspyramide, die im einzelnen nur vom Lokalforscher überblickt werden kann; denn durch Vererbungen, Veräußerungen und durch Doppelvasalität, die entstand, wenn ein Adliger von verschiedenen Herren Lehen empfing, nahm sich der Besitz eines einzelnen Feudalherren oder einer Familie auf der Landkarte nicht selten sehr zerstückelt aus. So waren in der kleinen Gemeinde Hofstetten die Herren von Bärenfels, von Rotberg, von Andlau, von Hofstetten, von Biedertal, die Münch von Landskron, die Vitztum und die Eptinger begütert.

Aus Gründen, die wir hier nicht zu erörtern haben, führte das Lehnswesen in Frankreich und England zu einer ausgesprochenen Stärkung der Krone, während es im römisch-deutschen Reich die Macht der Krone untergrub und die einzelnen, vor allem die großen Dynastenfamilien stärkte. Die

Zersplitterung des Besitztums darf nicht als gleichbedeutend mit einer Zersplitterung der Macht angesehen werden. Die gegenseitige Treue, zu welcher Lehensherr und Vasall verpflichtet waren, bildete das eigentliche Rückgrat des mittelalterlichen Staatsgedankens. Eine strenge, fein abgestufte Hierarchie von Treuebeziehungen diente in der Lehnspyramide der verschiedenen mittelalterlichen Königtümer gewissermaßen als Bindemittel, wodurch das Ganze zusammengehalten wurde. Der Treuebruch, die Felonie, galt als schwerstes Verbrechen. Diese Treuebeziehungen wurden im Homagium, dem Lehnseid, geschaffen, in welchem der Vasall mit dem Lehen ausgestattet wurde.

Das aus Frankreich stammende Wort «nulle terre sans seigneur» (kein Stück Land ohne Lehnsherr) hatte in unserer Gegend keine volle Geltung. Denn viele Adelsfamilien verfügten über umfangreiche Eigengüter, sogenannte Allodien, die man von niemandem zu Lehen hatte. Derartiger Besitz befand sich vor allem in den Händen der kleinen Dynasten; aber auch der niedere Adel verfügte über umfangreiche Allodien, auf welchen er mit Vorliebe seine Burgen baute. So standen Münchsberg, Schalberg, Sternenberg, Rinegg, Löwenberg, Rocourt und Ramstein auf derartigen Allodien.

Das Lehnswesen, dessen letzte Verästelungen höchstens noch der Lokalhistoriker übersehen kann, schuf somit eine bunte und unabsehbare Fülle von gegenseitigen Verpflichtungen, Abhängigkeiten und Beziehungen. Der auf dieses altertümliche, irgendwie schwerfällige Treueverhältnis aufgebaute mittelalterliche «Personenverbandsstaat» mußte in der Auseinandersetzung mit den «anstaltsstaatlich» und überpersönlich organisierten neuen Gewalten der Städte und der Fürsten notwendigerweise den kürzeren ziehen.

Schon mehrfach mußten wir auf die Bedeutung der verwandtschaftlichen Beziehungen hinweisen, und wir haben nun diese im folgenden etwas näher zu betrachten.

Für den mittelalterlichen Adligen spielte die Familie oder besser die Sippe eine wesentliche Rolle, bildete sie doch nicht nur eine blutsäßige, verwandtschaftliche, sondern auch eine politische und häufig auch kriegerische Einheit. In der Öffentlichkeit trug der Adlige die Abzeichen seiner Familie, so im Krieg, im Turnier und an anderen Anlässen. Es entspricht ganz dem mittelalterlichen Denken, daß neben den lebenden Familienmitgliedern auch die verstorbenen, die Vorfahren, als fest zur Sippe gehörig betrachtet wurden. Die Ahnen waren für den mittelalterlichen Menschen nicht tot, sie lebten im Jenseits weiter und konnten von dort aus auf das Diesseits einwirken. Durch Stiftungen von Seelenmessern für sich, seine lebenden Verwandten und für seine verstorbenen Ahnen suchte man das Los der Familie im Jenseits möglichst günstig zu gestalten. Auf diese Seelenmessern oder Jahr-

zeiten, wie sie meist genannt wurden, kommen wir in einem späteren Abschnitt zu sprechen.

Von großer Bedeutung waren die Verschwägerungen, Heirats- und Erbgut konnten zusammen zur Entstehung der zufälligsten und weder geographisch noch wirtschaftlich oder gar militärisch zu erklärenden Güterkomplexen führen. So gehörten im 15. Jahrhundert Eptingen, Pratteln, Wildenstein, Bubendorf, Ziefen und Blochmont der gleichen Familie, nämlich den Herren von Eptingen. Um 1400 besaßen die Münch von Münchenstein zahlreiche, zum Teil sehr zersplitterte sundgauische Streugüter, ferner die Herrschaft Löwenberg, das Dorf Soulce, Muttenz, Münchenstein, Rädersdorf und Rothenfluh. Die Heirat eines Grafen von Alt-Tierstein mit der einen Erbtochter des Hauses Saugern hatte zur Folge, daß sich gegen 1200 das Schwergewicht des tiersteinischen Besitzes vom Fricktal und oberen Baselbiet in das Birstal und in die Paßwanggegend verlagerte. Es fehlte nie an Versuchen, derartig weitzerstreute Güter miteinander zu verbinden, doch war solchen Anstrengungen selten mehr als ein Teilerfolg beschieden.

Bei Erbteilungen fand häufig keine endgültige Gütertrennung statt, sondern man teilte gerne das Erbe unter der Nachkommenschaft zur persönlichen Nutznutzung auf, so daß die Güter in der nächsten Generation wieder zusammengelegt und neu verteilt werden konnten. Dies läßt sich besonders deutlich bei den Münch von Münchenstein beobachten, wo der Besitz von Löwenberg, Muttenz und Münchenstein beständig an ein anderes Familienmitglied überging. Bei Vergabungen an die Kirche, Veräußerungen, Schenkungen oder Versetzungen wurde regelmäßig die Genehmigung der übrigen Familienmitglieder eingeholt.

Seit etwa 1100 nahm die Gewohnheit, einen Familiennamen zu tragen, beim Adel in unserer Gegend immer mehr zu. Ferner sind manche Vornamen für ganz bestimmte Familien typisch. So führten viele Grafen von Tierstein den Vornamen Walraf, die Münch von Münchenstein hießen häufig Konrad, die Münch von Landskron dagegen Burkart. Bei den Herren von Ramstein findet sich immer wieder der Vorname Thüring, bei den Rotberg und den Bärenfels Arnold, bei den Eptingern Gottfried und bei den Herren von Löwenberg Heinrich.

Das Gentilbewußtsein des Adels fand einen sichtbaren Ausdruck im Wappenwesen, in der Heraldik. Diese erfuhr zwar frühestens im Laufe des 12. Jahrhunderts ihre Blütezeit, scheint aber nach den Forschungen Höflers bis in die Vorzeit zurückzureichen. Die Möglichkeit von Einflüssen aus dem Osten, etwa durch die Kreuzzüge, ist nicht von der Hand zu weisen. Jede Familie führte ein eigenes Abzeichen, und zwar vor allem auf dem Schild und auf dem Helm, weshalb im Mittelalter für Familienabzeichen und

Kriegsgerät das gleiche Wort gebraucht wurde: Waffen oder niederdeutsch Wapen; im Laufe des Spätmittelalters dehnte sich diese niederdeutsche Form in der Bedeutung für ein Stammesabzeichen über den ganzen deutschen Sprachbereich aus, woraus unser heutiges «Wappen» entstanden ist. Obwohl die Heraldik in der Bewaffnung eine wesentliche Rolle gespielt hat, wäre es doch falsch, sie auf das Bedürfnis nach Erkennungsmerkmalen im Kriege zurückzuführen; denn als Familienembleme bedeuteten die Wappen weit mehr. Man könnte sie in der Sprache der Ethnologen vielleicht als Sippentoteme von möglicherweise magischer Bedeutung bezeichnen. Der mittelalterliche adlige Krieger und sein Pferd waren mit den Wappen gewissermaßen maskiert. Seine Persönlichkeit verschwand hinter dem das ganze Gesicht verdeckenden Helm, der als phantastischen Aufbau das Familienemblem trug, hinter einem die Körperperformen nur verschwommen zeigenden hemdartigen Überwurf, der mit dem Familienwappen geschmückt war. Man zog nicht als Graf Walraf von Tierstein oder als Wernher von Homberg ins Feld, sondern als Tiersteiner oder als Homberger. Diese schwerfällige, maskenartige Ausstattung ließ keine sehr gewandten Bewegungen zu. Deshalb wurde seit dem 14. Jahrhundert, als der Adel die Gefährlichkeit der wendigen, schwach gepanzerten Fußtruppen zu spüren bekam, diese unvernünftige Bewaffnung im Krieg immer mehr in den Hintergrund gedrängt. Nur im Turnier blieb sie weiterhin bestehen und hielt sich dort noch bis ins 16. Jahrhundert hinein.

An dieser Stelle seien ein paar Bemerkungen über das Turnier gestattet. Ein spanischer Ritter beschrieb ein solches in anschaulicher Weise. Es fand im Jahre 1436 in Schaffhausen statt und wurde von zahlreichen Adligen aus unserer Gegend besucht.

Das mehrtägige Fest begann mit einem großen Schmaus, gefolgt von einem Tanz. Die Damen waren reich geschmückt; nur Adlige reinen Geblütes, das heißt mit zwei adeligen Eltern und vier ebensolchen Großeltern durften am Tanze teilnehmen. Am folgenden Tag fand ein Tjost statt, das heißt ein Lanzenstechen, bei welchem immer je zwei Herren versuchten, sich gegenseitig aus dem Sattel zu werfen; der Unterliegende schied aus, der Sieger kam in die nächste Runde, bis in einem Final der Gesamtsieger ermittelt werden konnte. Während dieses Tjostes beschauten sich die Damen die ausgestellten Helme der Teilnehmer; erblickte eine den Helm eines Adligen, der sich irgendwie vergangen oder bloßgestellt hatte, meldete sie dies den Turniermeistern, welche daraufhin den betreffenden Helm auf die Straße warfen und in den Kot traten. Am Abend fand wieder ein großes Mahl statt, bei welchem tüchtig gezecht wurde. Auch die Damen beteiligten sich wacker am Trinkgelage.

Den Höhepunkt des Turniers brachte der Buhurt vom dritten Tag. Alle Teilnehmer teilten sich in zwei Hälften und stellten sich in einem fest geziimmerten Pferch bereit. Auf ein gegebenes Zeichen hin stürmten die beiden Haufen aufeinander los, und nun begann eine wilde Schlägerei aller gegen alle, wobei man besonders diejenigen, die sich etwas zuschulden hatten kommen lassen, aufs Korn nahm. An diesem Turnier von 1436 wurden besonders Adlige aus der Basler Gegend übel verprügelt, so Henmann Sevogel, ein Markgraf von Baden und ein Edelknecht von Ramstein. Letzterem zerbrach man sogar den Helm auf dem Kopf.

Abends erfolgte das Schlußbankett, an welchem Preise in Form von Fingerringen verteilt wurden, vor allem an diejenigen, welche sich im Buhurt wacker geschlagen hatten. Am nächsten Morgen setzte sich der ganze Adelshaufe in Bewegung, um an einem anderen Turnier teilzunehmen, das in Konstanz stattfand.

Aus dieser Schilderung des spanischen Ritters und aus vielen anderen Berichten ergibt sich, daß wir das Turnier in das Brauchtum des Maskenwesens einzureihen haben. Dafür sprechen neben der bereits erwähnten mummenhaften Ausrüstung vor allem auch die Termine, fanden doch die Turniere in der Regel zur Neujahrszeit und während der Fastnacht statt, also an Zeitpunkten, an welchen das Maskenwesen eine ganz besonders wichtige Rolle spielte. Ferner wäre zu erwähnen, daß an den Turnieren häufig Narren und andere verummumte Gestalten ihre Possen trieben. Der Buhurt endlich ist in seinem Wesen nichts anderes als ein wildes und derbes Maskentreiben. Die Adligen, welche Prügel bezogen, hatten sich auf irgendeine Weise unmöglich gemacht, sei es durch eine unstandesgemäße Heirat, durch unsittlichen Lebenswandel, durch Beleidigung hoher Personen oder durch sonst einen Skandal. Die Prügel am Buhurt stellten die ausgesprochen derbe Form der typischen Maskenrüge dar. Die Verkleidung des Adligen war gewissermaßen eine Familienmaske. Dies führte vermutlich im Kampf und im Turnier zur Identifikation mit dem Wesen, das die Maske darstellte, also mit einem Raubtier oder auch einem bedeutenden Vorfahren, dem man nachzueifern bestrebt war. Daß man sich der Taten der Ahnen durchaus bewußt war, zeigt sich etwa im Familienbuch der Herren von Eptingen, das zahlreiche halb biographische, halb sagenhafte Angaben über das Leben der Vorfahren enthält.

Der Tjost, das heißt der Zweikampf zu Pferde, stellte etwas grundsätzlich anderes dar als der Buhurt. Er gehörte offensichtlich in das große Gebiet der Agonistik. Schon früh, seit dem 12. Jahrhundert, gab es eigentliche Spezialisten, welche in der Welt umherzogen und sich mit jedem schlugen, der es wagte, sich mit ihnen zu messen. Diese fahrenden Ritter kommen etwa als

Helden in der Epik der Stauferzeit vor, doch gab es sie auch in Wirklichkeit. Nach den Colmarer Annalen waren sie im 13. Jahrhundert im Elsaß häufig und, im 15. Jahrhundert gelangte ein berühmter spanischer Turnierheld nach Basel und fand hier in einem Edelknecht von Ramstein einen ebenbürtigen Gegner.

Halten wir also fest, daß beim mittelalterlichen Adligen das Sippenbewußtsein eine wesentliche Rolle spielte; die verstorbenen Familienmitglieder schieden nicht einfach hin, sondern lebten in der Vorstellung der Nachkommen weiter. Die Familie wurde durch das Gefühl der gemeinsamen Abstammung, der gemeinsamen Ahnen, deren Andenken häufig ins Heroisch-Sagenhafte gesteigert wurde, zusammengehalten. Im Kampfe identifizierte man sich oft mit seinen Ahnen, trug man doch deren Ausrüstung und Wappen; doch glaubte man auch an die direkte Hilfe der Verstorbenen. Einen besonders deutlichen Beleg dafür finden wir in der sogenannten Beinhauskapelle der Wehrkirche von Muttenz. Auf einem Fresko aus der Zeit um 1500 ist dargestellt, wie ein Ritter, der sich vor einer feindlichen Übermacht auf einen Friedhof geflüchtet hat, kniend um Hilfe betet, worauf sich die Gräber öffnen und ganze Scharen von Toten die Feinde des Ritters vertreiben, welche bereits den Kirchhof umstellt haben.

Leider sind die Fragen des Gentilbewußtseins beim mittelalterlichen Adel noch sehr wenig erforscht, so daß wir uns mit diesen fragmentarischen Andeutungen begnügen müssen.

2. *Das Fehdewesen*

Wohl kein Begriff aus dem mittelalterlichen Feudalismus ist durch die Geschichtsschreibung so sehr verfälscht worden wie derjenige der Fehde. In der Fachliteratur und in Schulbüchern findet sich immer wieder die landläufige Meinung, das Fehdewesen, das Raubrittertum, beruhe auf moralischer Minderwertigkeit und stelle eine ausgesprochene Zerfallserscheinung dar. So lesen wir in einem Aufsatz über Burgen aus der Gegend um Basel: «Raubritter ... bildeten doch stets die Ausnahme von der Regel und traten erst beim Niedergang des Adels in Erscheinung, als schlechtgeratene Herrensohne im Raub die letzte Rettung vor wirtschaftlichem Ruin erblickten.» Diese Auffassung muß, obwohl sie weit verbreitet ist, als gänzlich unrichtig und unbrauchbar bezeichnet werden. Es seien hier ein paar grundsätzliche Bemerkungen über das Fehdewesen gestattet, die sich vor allem auf das rechts- und verfassungshistorische Werk von Otto Brunner, «Land und Herrschaft», stützen.

Die mittelalterliche Fehde beruhte auf dem alten und weitverbreiteten Rechtsgrundsatz der Blutrache, der Selbsthilfe. Diese trat nicht nur bei Tot-

schlag, sondern überhaupt bei jeder Rechtsverletzung in Funktion. Wer ein Unrecht erlitt, war in seiner Ehre gekränkt und mußte diese durch persönliche Rache wiederherstellen. Durch ein Schiedsgerichtsverfahren konnte freilich eine Schuld auch durch die Entrichtung einer Buße getilgt werden, doch galt, vor allem beim Adel, die Privatrache als höherstehend, da sie nicht nur den Fehlbaren bestrafte, sondern dem Geschädigten auch die Ehre zurückgab. So stempelte die Eröffnung eines privaten Racheckrieges, einer Fehde, einen Mann keineswegs zum Kriminellen, sofern seine Beweggründe gerechtfertigt waren, und dies war in der Regel der Fall.

Es entsprach dem Gentilbewußtsein des Adels, daß sich bei der Schädigung eines Familienmitgliedes immer die ganze Sippe zur Rache verpflichtet fühlte, stand doch die Ehre der Familie auf dem Spiel. Ein Geschlecht, dem Unrecht geschehen war, mußte die Fehde auf alle Fälle eröffnen, auch wenn der Gegner militärisch weit überlegen war. Deshalb schlossen sich viele kleine Adelsfamilien zu Verbänden zusammen, den gefürchteten Adelsgesellschaften, um einander in Fehden gegen die Städte oder gegen starke Dynasten beizustehen. Fehden dauerten oft mehrere Generationen lang; einzelne Familien waren einander seit Menschengedenken feind; dies wurde als feste Tatsache hingenommen. In der Regel ging man sich einfach aus dem Weg, beim geringsten Anlaß aber konnte der offene Krieg ausbrechen. Die Herren von Neuenstein, von Butenheim, von Ratsamhausen und von Blauenstein waren fast immer in kriegerische Händel mit anderen Familien verwickelt.

Anlaß zur Fehde boten meistens kleinere materielle Streitigkeiten um Erbgut, um Rechtsansprüche, um Schuldforderungen. Wegen des weitgehenden Fehlens einer öffentlichen Polizeigewalt konnten derartige Rechtsforderungen im Mittelalter gar nicht durchgesetzt werden; auch wenn ein Adliger vor Gericht siegte, so lag es dennoch an ihm selbst, dem Spruch des Gerichts Achtung zu verschaffen. Die Fehde bildete deshalb häufig das einzige mögliche Mittel, um begründete Rechtsforderungen überhaupt durchzusetzen.

Das Prinzip der Selbsthilfe entsprach dem innersten Wesen des mittelalterlichen Feudalismus, war doch damals jeder Adlige kriegsgewohnt und kriegsbereit. Begreiflicherweise mußten sich die auf öffentliche Ruhe und Ordnung angewiesenen Kreise der Kirche, der Städte und der Landesherren, das heißt die für eine Gemeinschaft verantwortlichen Obrigkeit, gegen die Privatkriege stellen, schufen diese doch eine dauernde Unsicherheit. Die Bereitschaft des mittelalterlichen Adligen zum Krieg, zur persönlichen Auseinandersetzung mit Waffengewalt ist nun aber keineswegs etwas Spätes oder gar Dekadentes, sondern im Gegenteil etwas Ursprüngliches, ja Wesenhaftes. Schon die feudalen Kreise der Kelten und Germanen zeichneten sich

durch eine große Kriegsbereitschaft aus, und seit den merowingischen Schriftstellern finden sich immer Belege für Privatkriege des Adels.

Die Treuga Dei, die seit ungefähr der Jahrtausendwende von der Kluniazenserreform getragene Landfriedensbewegung, richtete sich zunächst bloß gegen unrechtmäßige Fehden; doch konnte man schon damals über einen Kriegsgrund in guten Treuen verschiedener Meinung sein, zumal kodifiziertes Recht keine Bedeutung besaß. Als aber die Städte, deren genossenschaftlicher Geist den Privatkrieg nicht anerkennen konnte, die Ideen der Treuga Dei zu den ihrigen machten, entstand, gestützt auf römisches Rechtsdenken, eine neue, heute noch geläufige Rechtsform, die den Privatkrieg als juristische Selbsthilfe gänzlich ablehnte.

Die Fehden spielten sich häufig – entsprechend ihrer altertümlichen Herkunft – in festen Formen des Brauchtums ab. So besaßen etwa die Termine eine große Bedeutung. An den für das Maskenwesen wichtigen Daten der Fastnachtszeit und der Zwölf Nächte wurden die Fehden mit Vorliebe eröffnet. Manche Burgen wurden von den Feinden in einer kalten Neujahrsnacht erstiegen (Pfeffingen). Auch Zusammenhänge mit dem Turnier können nicht bezweifelt werden; der Übergang von der derben, aber fastnächtlichen harmlosen Prügelrüge des Turniers zum blutigen Racheakt war fließend. Diese ritterlichen Feste dienten nicht selten als Anlaß, alte Streitigkeiten beizulegen, noch häufiger aber bildeten sie den Ausgangspunkt von neuen Händeln und Auseinandersetzungen. Es sei in diesem Zusammenhang an die böse Fasnacht von 1376 erinnert, an welcher die habsburgische Adelspartei in Basel während eines Turniers von ihren Gegnern überfallen und zur Stadt hinausgejagt wurde. Auch an anderen Familienfesten des Adels nahmen nicht selten Fehden ihren Anfang; im späten 15. Jahrhundert wurde ein adliger Hochzeitszug überfallen, und die Beteiligten wurden wegen gewisser Schuldforderungen, denen sie nicht hatten nachkommen wollen, in die Gefangenschaft geschleppt. Dieses Ereignis, an dem mehrere Basler Adlige beteiligt waren, wie zum Beispiel ein Münch von Münchenstein, ist unter dem Namen der Heitersheimer Fehde in die Geschichte eingegangen.

Wie wir bereits erwähnt haben, schlossen sich häufig manche Adelsfamilien zu Verbänden zusammen, um sich in den Privatkriegen gegenseitig zu unterstützen. Diese Zusammenschlüsse waren oft nur loser Natur, gewissermaßen für den Einzelfall geschaffen. Ein derart lockerer Verband von Feudalherren fiel den Baslern im Safrankrieg bei der Eroberung der Feste Neu-Falkenstein im Jahre 1374 in die Hände. Sehr häufig bestanden diese Adelsrotten aus zwölf, vierzig oder dreihundert Mann. So führte Graf Oswald von Tierstein seine Fehden mit vierzig jungen adligen Reitern durch. Bei größeren Unternehmungen – etwa einer mißglückten Basler Mord-



Abb. 8 Jagd mit Falken und Hunden



Abb. 9 Ofenkachel mit der Darstellung eines Ritters



Abb. 10 Fünf Siegel

- a) Siegel Peters II. von Eptingen-Blochmont, 1285
- b) Siegel Rudolf Schalers, 1330
- c) Reitersiegel Rudolfs IV. von Habsburg, des späteren Königs, 1256/57
- d) Siegel Johanns von Sennheim, um 1370
- e) Siegel Konrads I. von Bärenfels, 1365

nacht – umgab er sich mit zweihundert Gesellen. Peter von Mörsberg erstieg in einer Neujahrsnacht die Mauern der Burg Pfeffingen mit zwölf Leuten. Im Spätmittelalter traten zahlreiche Adelsverbände in Erscheinung, die als Turniergesellschaften bezeichnet wurden und über eine feste Organisation verfügten. Dazu gehörten die Gesellschaften vom Georgen- und Wilhelms-schild, zum Esel, zum Leitbracken oder zum Falken und Fisch. Diese Verbände besaßen Satzungen; an ihrer Spitze stand ein König. Sie spielten an den Turnieren eine wichtige Rolle, doch kam ihnen auch an den Fehden eine beträchtliche Bedeutung zu; denn ihre Mitglieder bildeten eigentliche Interessengemeinschaften und waren meistens miteinander verschwägert. Vermutlich dürfte es sich bei den im späten 13. Jahrhundert wichtigen Basler Adelsgesellschaften der Psitticher und der Sterner um ähnliche Organisationen gehandelt haben.

Die obenerwähnten Zahlen der Beteiligten zeigen, daß wir uns unter den Fehden im allgemeinen keine großen Heerfahrten vorzustellen haben. Sie brauchten auch durchaus nicht immer auf ein Blutvergießen hinauszulaufen. Tötung als Rache, als Strafvollzug kam zwar nicht allzu selten vor, wurde aber als reines Kampfmittel häufig gemieden. Brand, Raub und Gefangen-nahme wurden viel mehr geübt.

Das Niederbrennen von Höfen, Dörfern oder reifen Saaten konnte den Gegner empfindlich treffen. Unter den Brandstiftungen litt wohl die Bauern-bevölkerung am meisten, wurden doch ihre leichten Behausungen viel eher ein Raub der Flammen als die festen Burgen der Herren. Das grausige Sprichwort «Es zierte der Brand den Krieg wie das Magnifikat die Vesper» zeigt die Häufigkeit der Brandstiftung bei Fehden. In der großen Ausein-andersetzung zwischen dem Bischof von Basel und Rudolf von Habsburg wurde von der habsburgischen Partei die St.-Johanns-Vorstadt in Basel ein-geäschert. Wollte man die Dörfer in der Gegend um Basel aufzählen, die während des Mittelalters im Laufe einer Fehde verbrannt worden sind, würde man eine unendlich lange Liste erhalten. Auch die Burgen wurden gerne angezündet, sofern man sie einzunehmen vermochte. Im Laufe des 13. Jahrhunderts wurde Binningen verbrannt; zu Beginn des 15. Jahr-hunderts zündeten die Basler Neuenstein an; 1303 wurde die Feste Ramstein nach ihrer Eroberung angezündet. Allerdings brauchen die bei Ausgrabun-gen nachzuweisenden Brandkatastrophen nicht immer auf eine kriegerische Handlung zurückzugehen, sondern können auch aus anderen Ursachen ein-getreten sein. So kennen wir den Grund des Brandes nicht, der die Feste Sternenberg zu Beginn des 15. Jahrhunderts in Schutt und Trümmer gelegthat.

Zerstörungen von Gebäuden waren nicht selten von Wüstungen be-gleitet, das heisst, man begnügte sich nicht bloß damit, eine Burg oder sonst

einen Bau unbrauchbar zu machen, sondern man legte den Platz wüst, erklärte ihn für unbebaubar. In Colmar befindet sich die Gedenktafel einer derartigen Wüstung aus dem 14. Jahrhundert, die wegen eines Aufruhrs vorgenommen worden war. Im 13. Jahrhundert wüsteten die Grafen von Froburg die Feste Kienberg östlich des gleichnamigen Dorfes, so daß deren Besitzer eine neue Burg westlich des Dorfes bauen mußten. Vielleicht war auch die Zerstörung der Burg Ramstein im Jahre 1303 durch die Basler mit einer derartigen Wüstung verbunden, denn im Anschluß an diese Fehde erbauten sich die Freiherren von Ramstein die Burg Gilgenberg bei Nunningen. In der Fehde aus der Neujahrszeit von 1411/12 zwischen Basel und den Herren Rudolf von Neuenstein und Heinrich zu Rhein wurden die von der Stadt eroberten Festen Blauenstein und Fürstenstein so lange abgetragen, bis ihre Mauern auf der Innenseite die Felskante nicht mehr überragten. Ferner wurde auf Blauenstein der Brunnen zerstört und vermutlich der Ofen zerschlagen.

Eine mildere Form der Hauszerstörung bildete das Dachabdecken; davon hat sich zwar aus der Feudalzeit keine Kunde erhalten, doch steht der Annahme nichts im Wege, es sei bisweilen geübt worden.

Ein sehr beliebtes Mittel der Fehde bildete die Gefangennahme zu Erpressungszwecken. Ein Gefangener wurde so lange zurückbehalten, vielleicht sogar gefoltert oder mißhandelt, bis seine Angehörigen ein Lösegeld entrichtet hatten. Derartiges kam besonders häufig bei Schuldforderungen vor; der Gläubiger hatte kaum eine Möglichkeit, einen widerspenstigen Schuldner anders als durch Gewalt zur Zahlung zu zwingen. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als den Schuldner oder irgendeinen Menschen aus dessen Umgebung, einen Untertanen, einen Verwandten oder einen Bürger der gleichen Stadt, gefangen zu nehmen und die Schuldsumme in Form eines Lösegeldes einzutreiben. Landzwinger wurde genannt, wer sich berufsmäßig auf die Gefangennahme von Menschen zu Erpressungszwecken spezialisiert hatte und im Bedarfsfalle von Gläubigern angefordert werden konnte. Derartige Erpressungen galten als durchaus legal. So überließen etwa die Gebrüder Hans und Konrad Münch von Löwenberg im 15. Jahrhundert ihren Streit um die Teilung eines Lösegeldes, das sie von gefangenen Burgundern erpreßt hatten, einem Schiedsgericht, das vorwiegend aus Basler Ratsherren bestand. Allerdings mußte der Erpresser gewärtigen, daß der Gegner Rache nehmen wollte, weshalb man den Erpreßten vor der Freilassung häufig schwören ließ, sich für die erlittene Gefangennahme nicht zu rächen.

Das häufigste Mittel der Fehde bildete der Raub, und zwar im weitesten Sinne des Wortes. Ein Krieg ohne Plünderungen und Räubereien war im Mittelalter gänzlich undenkbar. Man konnte die Kaufleute verfehdeter

Städte berauben, man konnte vielleicht auch Kirchen plündern, man entwendete die Ernte, das Vieh, Waffen, Schmuck und Wertgegenstände. Dies alles galt als legale Kriegshandlung.

Entsprechend der Bedeutung, welche das Vieh für den mittelalterlichen Adligen besaß, spielte es auch in den Fehden eine bedeutende Rolle. Die unerträglich lange Auseinandersetzung des 15. Jahrhunderts zwischen Basel und dem österreichisch gesinnten Adel der Umgebung bestand im wesentlichen aus kleinen Handstreichern, Brandstiftungen und nächtlichen Raubzügen. So brachten die Basler im Juli 1445 aus einem Zug ins Markgräflerland die hübsche Beute von 1100 Stück Vieh ein. Zuvor hatten die Feinde dem Basler Kloster St. Alban bei den Gundeldinger Schlössern das Vieh gestohlen. Ein anderes Mal zogen die Basler nach Zell, nahmen vierzig Leute gefangen und stahlen rund vierhundert Tiere nebst zahlreichem Haustrat. Drei Tage später führten die Feinde, die sich auf Pfeffingen verschanzt hatten, das Vieh aus Gempen fort, was einen sofortigen Zug der Basler nach Altkirch zur Folge hatte; hier fielen ihnen sechshundert Haupt Vieh in die Hände, auch erstachten sie vier Mann und nahmen den Grafen Hans von Tierstein beinahe gefangen.

Bezeichnend war auch die Fehde des Grafen Oswald von Tierstein gegen Österreich. Da seine für Habsburg geleisteten Dienste nicht bezahlt wurden, griff er den österreichischen Vasallen Konrad Münch von Münchenstein an. Er wüstete dessen neu erbaute Mühle bei Brüglingen, stahl seine Vogelgarne und vernichtete die Laichplätze in den Fischgründen. Auch das Vorgehen der beiden Adligen Heinrich zu Rhein und Rudolf von Neuenstein ist bemerkenswert: Diese beiden waren im Friedensschluß von 1410 zwischen Basel und Katharina von Burgund nicht berücksichtigt worden, obwohl sie in der vorausgegangenen Auseinandersetzung verschiedene Schädigungen erlitten hatten. Sie beschlossen deshalb, sich zu rächen. Während der zwölf Nächte zu Ende des Jahres 1411 besetzten sie die einem Vasallen Katharinas gehörige Burg Fürstenstein und fielen in den Sundgau ein, wo sie zahlreiche Gewalttaten verübten. Führten Adlige mit Städtern eine Fehde, so kam das Überfallen von Kaufmannszügen sehr häufig vor. Denn diese stellten immer einen beträchtlichen Wert dar und waren in der Regel nur von wenigen Soldknechten begleitet, waren also gegenüber den kriegsgewohnten Adligen wehrlos. Solche Überfälle auf Kaufleute schädigten die Handel treibenden Städte schwer. Deshalb rächten sie sich in der Regel heftig für derartiges Vorgehen. Um sie von vornherein zu verhindern, schlossen sie mit anderen Mächten Bündnisse und waren bestrebt, durch Gewalt oder durch friedlichen Vertrag die Anerkennung von sicherem Geleit durchzusetzen. Außerdem geriet bei den Städten durch das Aufkommen neuer Rechtsideen oder

besser gesagt durch das Wiederaufleben römischen Rechtsdenkens das altertümliche Prinzip der Selbsthilfe, des Privatkrieges in Verruf und machte der Idee des Ordnungsstaates Platz, die das Fehdewesen ablehnen mußte. Die Städte griffen daher bei Überfällen auf ihre Leute meistens scharf durch. Im 14. und 15. Jahrhundert zogen die Basler mehrmals vor Burgen, deren Inhaber Überfälle auf Mitbürger oder Verbündete verübt hatten; so wurden Ramstein, Blauenstein, Istein, Pfeffingen, Wildenstein, Neu-Falkenstein, Rheinfelden und Neuenstein belagert und zum Teil zerstört.

Durch die städtische Rechtsauffassung wurden die fehdelustigen Adligen, die überzeugt waren, ihre Privatkriege als *Bella iusta*, als gerechte Sache, zu führen, moralisch diffamiert und zu Raubrittern gestempelt. Dies ist vom Standpunkt des damaligen Städters aus verständlich, der das Prinzip der Selbsthilfe, des Privatkrieges, als veraltet ablehnen mußte. Des heutigen Historikers Aufgabe aber ist es, den mittelalterlichen Adel in seinem Wesen zu erfassen; und da das Fehdewesen eine typische Eigenschaft des in andersartigen, altertümlichen Rechtskategorien denkenden mittelalterlichen Adligen gewesen ist, wäre es objektiv unrichtig, es als Degenerationserscheinung oder als kriminelle Verirrung zu bezeichnen.

3. Die feudale Wirtschaftsform

Da bei den Burgen die Wehranlagen in der Regel die architektonisch bedeutendsten Teile gebildet und deshalb dem Zerfall am längsten widerstanden hatten, betrachtete die Forschung die Burgen häufig als rein fortifikatorische Werke. Für die mittelalterlichen Bewohner aber besaßen die Wirtschafts- und Wohnbauten die gleich große Bedeutung wie die Verteidigungsanlagen, doch haben sie sich wegen ihrer leichteren Bauweise meist nur in wenigen Resten erhalten.

Wirtschaftlich gesehen könnte man die Burgen als landwirtschaftliche Gutsbetriebe bezeichnen. Auf Löwenburg, Blochmont, Landskron, Ramstein oder Gilgenberg waren die Wirtschaftsgebäude von der eigentlichen Burg architektonisch getrennt. Sie lagen als geschlossene Gebäudekomplexe in unmittelbarer Nähe der Feste. Auf Waldenburg, Neu-Falkenstein und Tierstein dagegen befanden sich die Ökonomiebauten innerhalb des Burgbezirkes und waren in einen äußeren Verteidigungsring einbezogen. Auf Schönenberg, Neu-Homberg, Pfeffingen oder Pleujouse bildeten die Wirtschaftsgebäude mit den übrigen Burgteilen eine geschlossene Einheit.

Welcher Art war nun die auf den Feudalburgen des Mittelalters betriebene Landwirtschaft? Dies wird uns etwa bei der – heute leider unsachgemäß

wiederaufgebauten – Feste Rotberg am Blauen deutlich. Das zum Gutshof dieser Burg gehörende Land war aus dem Dreizelgensystem des benachbarten Dorfes Metzerlen herausgelöst und von diesem durch einen Lebhag abgetrennt, denn der Gutshof der Burg war ein Schwaighof, das heißt ein Hof, auf welchem vorwiegend Viehzucht betrieben wurde. Rotberg freilich stellt keinen Einzelfall, sondern ein Schulbeispiel für die im Jura typische Wirtschaftsform auf den Burgen dar. Wir können das Vorherrschen der Viehzucht auf den Festen nachweisen, die in den Weidegebieten des Hochjuras lagen, also etwa auf Froburg, Waldenburg, Ramstein, Gilgenberg, Grenchen und Vorburg. Aber auch in Gegenden, in welchen im allgemeinen vorwiegend Ackerbau betrieben wurde, spielte die Viehzucht auf den Burgen eine hervorragende Rolle; Rotberg als Beispiel wurde bereits genannt; ferner könnten hier Löwenburg, Pfeffingen, Neu-Bechburg, Bottmingen, Blochmont und Neuenstein erwähnt werden. Aus der Anzahl der gehaltenen Tiere geht hervor, daß die Viehbestände auf den Burgen die Ausmaße eines Senntums besessen haben müssen. Mehrere Dutzend Stück Vieh sind auf Pfeffingen, Löwenburg, Schauenburg bei Pratteln und Blochmont nachzuweisen.

Immer wieder finden sich Zeugnisse, daß auf den Burgen selbst Vieh gehalten worden sei; erwähnen wir hier die Akten über Löwenburg im Berner Jura oder über Pfeffingen. Kuhställe auf Burgen sind vielfach belegt, so auf Liebenstein und Landskron. Der älteste Teil von Neu-Bechburg enthält sogar eine Sennenküche. Der Burggraben diente bisweilen als Viehpferch. Dies war auf Löwenburg und wahrscheinlich auf Burg Biedertal und Alt-Bechburg der Fall. Schließlich gab es zahlreiche Adelssitze, die wegen des Fehlens von Wehranlagen gar nicht als Burgen zu bezeichnen sind, jedoch ihrer Lage nach eigentliche Sennberge darstellten. Dazu gehörten vor allem Bilstein bei Langenbruck und Steinegg bei Himmelried, ebenso vermutlich Ifental und einzelne Höfe im Beinwiler Tal.

Obwohl die Viehzucht für den mittelalterlichen Adel also eine hervorragende Bedeutung besaß, stand sie doch auf einer ausgesprochen niederen Stufe. Leider ist gerade in dieser Frage die Forschung noch sehr wenig weit gediehen. Doch haben die Ausgrabungsergebnisse auf den Burgen von Grenchen gezeigt, daß auf diesen beiden Festen vom 10. bis zum 13. Jahrhundert prähistorisch anmutende, sehr kleinwüchsige Kümmerformen von Rindern, Ziegen, Schafen und Schweinen gehalten worden sein müssen. Unter dem auf den Burgen lebenden Vieh nahm das Pferd eine Sonderstellung ein. Es lieferte weder Fleisch noch Milch noch sonstige Produkte, sondern diente lediglich als Reittier. Es begleitete den Adligen ans Turnier, auf seine Fahrten, auf die Jagd, auf die Kriegszüge; kein Wunder, daß sich

Seunhaus
vor
Gilgen-
berg
!

zwischen dem Adligen und seinem Pferd ein sehr inniges Verhältnis bilden konnte, daß es in der ritterlichen Gedankenwelt eine zentrale Stellung einnahm. Nicht selten wurde auf den Burgen auch Pferdezucht betrieben, so lieferten im 15. Jahrhundert die Münch von Löwenburg der Stadt Basel zahlreiche Tiere für die städtische Kavallerie. Auch die Pferde waren lange Zeit sehr kleinwüchsig; dies läßt sich besonders deutlich auf Siegelbildern erkennen. Die auf den Burgen zutage geförderten Hufeisen weisen ebenfalls auf die Kleinheit der mittelalterlichen Pferde hin. Erst im 14. Jahrhundert kamen größere Rassen auf. Einen sehr frühen Beleg für das Vorhandensein von großen Tieren bilden die Reiterstandbilder von St. Georg und St. Martin an der Westfassade des Basler Münsters.

Wir müssen uns nun fragen, ob der Adlige bei der Besorgung des Viehs, das in unmittelbarer Nähe der Burg gehalten wurde, selber Hand angelegt hat. Manche Familien, wie die Herren von Sennheim, führten ein Käskessi im Wappen, also das Gerät, dem bei der Verarbeitung der Milch zentrale Bedeutung zukam. Ein derartiges Kessi wurde vor einigen Jahrzehnten auf der Burg Waldeck ausgegraben. Im Weistum von Kembs wurde ausdrücklich festgehalten, daß der Meier, dessen adlige Stellung als sicher gelten kann, unter bestimmten Umständen Vieh hüten mußte. Es mag vielleicht befremden, daß sich der mittelalterliche Adel mit Hirtenarbeit befaßt haben soll, doch müssen wir darauf hinweisen, daß damals Vieh als etwas ausgesprochen Vornehmes galt. So blieben nach dem sächsischen und dem schwäbischen Landrecht Kühe und Pferde als Morgengabe ausschließlich dem Adel vorbehalten. In diesem Zusammenhang können wir auch an den im Adel nicht allzu seltenen Familiennamen Senn erinnern, der wohl nur so zu erklären ist, daß seine Träger offenbar Hirtenarbeit geleistet haben. Schließlich berichtet Stumpff in seiner Chronik aus dem 16. Jahrhundert, daß es früher zahlreiche Adelsfamilien gegeben habe, die sich von der Nutzung ihrer Güter, und zwar vorwiegend von Viehzucht, ernährt hätten.

Die Annahme, die mittelalterlichen Adligen aus unserer Gegend hätten ein hirtenmäßiges Dasein geführt, mag unglaublich erscheinen, liegt aber im Grunde genommen gar nicht so fern. Denn was die Wesenszüge des mittelalterlichen Feudalherrn ausgemacht hat, seine Bereitschaft zum Kriege, sein starkes gentiles Bewußtsein, verbunden mit einem ausgeprägten Ahnenkult und einer deutlich faßbaren Agonistik, ferner sein stolzes Überlegenheitsgefühl, aber auch seine an Faulheit grenzende Lässigkeit, dies alles stimmt genau mit denjenigen Eigenschaften überein, die man als typisch für die Hirten und Hirtenvölker der Alten Welt bezeichnen kann. Wir finden diese Merkmale beim alteidgenössischen Hirtentum der Voralpenzone, bei den spätmittelalterlichen Schäfern Deutschlands, bei den asiatischen Hirten-

stämmen. Wenn man noch bedenkt, daß die germanische adlige Oberschicht der Völkerwanderungszeit, von welcher der hochmittelalterliche Adel möglicherweise abstammt, eine Kaste von ausgesprochenen Viehzüchtern, Jägern und Kriegern gebildet hat, welche die Bestellung der Felder den Untertanen überlassen hat, so erscheint die Vermutung, die mittelalterliche Adelskultur sei pastoralen Ursprungs, zum mindesten als diskutabel. Es wird Aufgabe der künftigen Forschung sein, diesen Fragenkomplex weiterzu untersuchen. Auf den Zusammenhang zwischen dem mittelalterlichen Feudalismus und dem Hirtentum hat erstmals H. G. Wackernagel in einem hochwichtigen Aufsatz hingewiesen.

Neben der Viehzucht spielte für den Adligen des Mittelalters die Jagd und der Fischfang eine äußerst wichtige Rolle. An Hand der auf den Burgen gefundenen Tierknochen ließ sich ermitteln, daß die erlegten Wildtiere rund einen Drittels des gesamten Fleischbedarfes gedeckt hatten. Wenn wir noch die Fische mitberechnen, von denen die Knochen nicht erhalten geblieben sind, so erkennen wir, daß auf der Jagd ein erheblicher Teil der Nahrung beschafft worden sein muß. Sie dürfte also unter keinen Umständen bloß zur Unterhaltung betrieben worden sein.

Eine allgemeingültige Liste der Jagdtiere läßt sich einstweilen noch nicht anlegen. Dem Reh scheint man besonders häufig nachgestellt zu haben, daneben wurden auch Hirsche, Wildschweine, Hasen und Kaninchen nicht selten erlegt. Jagd auf Bären wurde ebenfalls gemacht; von ihnen war nicht nur das Fleisch, sondern auch der Pelz willkommen; dies traf auch für viele andere Raubtiere, vor allem Füchse, Wölfe und Marder zu. Auch den Vögeln wurde gerne nachgestellt, zum Teil wegen ihres schmackhaften Fleisches, zum Teil aber auch wegen ihrer für mannigfache Zwecke notwendigen Federn. Größere Arten wie Wildgänse oder Enten dürften mit Pfeilen geschossen worden sein, kleinere dagegen fing man in Garnen.

Eine typische, ausschließliche Jagdwaffe war die sogenannte Saufeder, ein kurzer Spieß mit langer, schwerer Eisenspitze. Auf Bischofstein wurde ein sehr schönes Exemplar gefunden. Manche Familien führten eine Saufeder im Wappen, so die Vitztum, die Macerel und die Reich. Mit diesem Spieß erlegte man im Nahkampf große Tiere wie Bären oder Wildschweine. Es liegt auf der Hand, daß derartige Auseinandersetzungen eine große körperliche Gewandtheit erforderten und nicht selten sehr gefährlich werden konnten. Kleinere, raschfliehende Jagdtiere wurden mit dem Bogen und seit dem 12. Jahrhundert mit der Armbrust geschossen. Letztere war eine ausgezeichnete Jagdwaffe, erlaubte sie doch auf eine Distanz von über hundert Metern einen präzisen Einzelschuß. Eiserne Pfeilspitzen und Armbrustbolzen eisen werden sozusagen bei jeder Burgenausgrabung gefunden.

Unentbehrliche Helfer auf der Jagd waren die Hunde, und an diesen fehlte es auf den Burgen nie. Auf Neu-Bechburg zum Beispiel gab es eine Magd, deren einzige Aufgabe darin bestand, den Hunden auf der Feste das Fressen zuzubereiten. Diese treuen Vierbeiner dienten wohl auch als aufmerksame Wächter, besonders nachts, da sie beim Herannahen eines Fremden sofort Laut gegeben haben dürften. Außer den Hunden verwendete man auch abgerichtete Raubvögel als Helfer. Diese Art des Jagens, Beize genannt, wurde vorwiegend mit Falken und Sperbern betrieben; sie entwickelte sich in der mittelalterlichen Feudalkultur bis zu sehr verfeinerten Formen. Im Gefolge eines vornehmen Herrn befand sich häufig ein Diener, der beständig den Jagdfalken zu tragen hatte. Die auf der Löwenburg gefundenen kleinen, zum Teil vergoldeten Schellen schmückten entweder die Festtagskleider der Burgbewohner oder waren an den Füßen von Falken bzw. Sperbern befestigt.

Eine besondere Abart der Jagd war der Fischfang. Bäche und Flüsse waren damals noch ebenso fischreich wie die Wälder reich an Wild. Die Fische bildeten wegen der vielen Fasttage ein sehr wichtiges Nahrungsmittel. Nicht selten dienten die Weiher der Wasserburgen als Fischteiche; im Sundgauer Lied sangen etwa die plündernden Eidgenossen: «Do kamen wir zum Wigerhus, do namen wir die gueten Karpfen us ...»

In der Birs stellte man mit großer Vorliebe den Nasen nach, die zu gewissen Zeiten in ungeheuren Schwärmen aufgetreten sein müssen, und im Rhein gab es so viele Lachse, daß man sie mit einem Speer oder einem Dreizack stechen konnte. Diese für einen Fischer geradezu paradiesischen Zustände sind in unserer Gegend wohl für immer verlorengegangen. Am häufigsten fing man die Fische in Netzen.

Jagen und Fischen galt als ausdrückliches Privileg des Adels. Der bäuerlichen Landbevölkerung war es nicht einmal gestattet, Wildtiere zu töten, die in die Felder eingedrungen waren; höchstens durfte man sie durch Lärm davonenjagen. An gewissen Orten, etwa in Münchenstein, durfte die Bevölkerung auf Fischfang ausgehen, mußte aber einen Teil der Beute auf der Burg abgeben. Die Jagd- und Fischrechte waren so wichtig, daß sie wie die Gerichtsbarkeit oder die Steuerhoheit zu den eigentlichen feudalen Herrschaftsrechten zählten und als solche in den Akten aufgeführt wurden. So wurde der Ausdruck «Wildbann und Fischenz», das heißt das Recht zu jagen und zu fischen, zu einer formelhaften Wendung bei der urkundlichen Aufzählung von Herrschaftsrechten. Bedeutendere Familien scheinen eigentliche umhegte Jagdparke besessen zu haben. Derartige umfriedete Tiergärten bestanden beispielsweise in der Nähe der Burg Schauenburg bei Pratteln und als Eigentum der Grafen von Tierstein in der Gegend von Breitenbach. Ge-



Abb. 11 Sogenannter Eptingerkelch aus dem Basler Münsterschatz

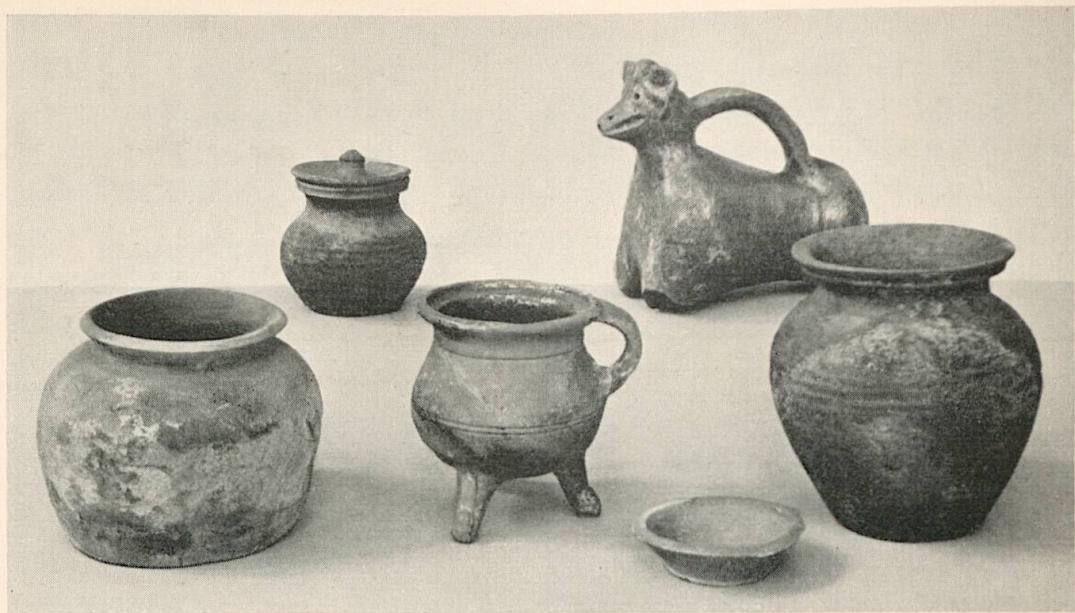


Abb. 12 Mittelalterliche Gebrauchskeramik



Abb. 13 Burg Landskron

wisse Burgen scheinen ähnlich den Behausungen der merowingischen Könige (Palatia) zur Hauptsache Jagdsitze gewesen zu sein. Dies lässt sich in unserer Gegend mit guten Gründen vom Vorderen Wartenberg vermuten, bildete doch die Hard, das heißt der ausgedehnte Wald längs des Rheins, mit den Jagdrechtlen den einzigen Zubehör dieser bedeutenden dynastischen Burganlage.

Während also der mittelalterliche Adlige gewissermaßen das Leben eines kriegerischen Hirten und Jägers führte, waren die bäuerlichen Dorfbewohner vorwiegend mit der Feldbestellung beschäftigt. Die Ackerfläche jeder Gemarkung bestand aus drei Teilen, den sogenannten Zelgen. Der Besitz jedes Hofes erstreckte sich in gleichmäßiger Verteilung über diese drei Zelgen. In jährlich wechselndem Turnus wurde auf der einen Zelge Sommerfrucht, auf der zweiten Winterfrucht angesät, und die dritte lag brach. Dieser regelmäßige Wechsel von drei Jahren war für jeden einzelnen bindend. Die Schranken des Flurzwanges dieser sogenannten Dreifelderwirtschaft begannen erst im Laufe des 18. Jahrhunderts zu fallen. Obstbäume fehlten im Landschaftsbild. Lediglich in unmittelbarer Dorfnähe waren sie anzutreffen. Außerhalb der drei Zelgen lag die Allmende, welche als gemeinschaftliche Weide diente. Hier wurden vor allem Schweine gehütet, welche unter den damals häufigen Eichen reichlich Nahrung fanden. Das Schaf diente als Wollelieferant. Ferner wurden zahlreiche Hühner gehalten. Rinder waren eher selten und wurden vor allem als Zugtiere gebraucht, weshalb sie weder als Fleisch- noch als Milchlieferanten groß in Frage kamen.

Die Bauern waren den Feudalherren zu Abgaben verpflichtet; diese waren allerdings alles andere als drückend. Sie lassen sich auch nicht im entferntesten etwa mit unseren heutigen Mietzinsen vergleichen. Sie bestanden meist aus Naturalien, vorwiegend Getreide und Hühnern, seit dem 13. Jahrhundert auch immer häufiger aus Geld.

Die durch die aufblühende Geldwirtschaft immer stärker überhand nehmende Geldentwertung ließ diese Feudalzinse zu ganz unbedeutenden Beträgen werden, da sie nie erhöht wurden. Das Los der Bauern war dennoch nicht leicht, hatten sie doch unter den zahlreichen Fehden zu leiden, in welchen weder ihre Äcker, noch ihre Häuser, noch ihre Angehörigen verschont wurden. Dies besserte erst, als die Städte im 16. Jahrhundert das Regiment in den Feudalherrschaften übernommen und eine staatliche Ordnung geschaffen hatten. Der Preis, den die Bauern für diesen Frieden zu bezahlen hatten, bestand in einem stetigen Anwachsen der Steuerlast.

Die Bauern unserer Gegend waren nicht frei, sondern hörig oder leibigen. Über die Leibeigenen besaß der Feudalherr sehr weitgehende Befugnisse; er konnte sie züchten, verkaufen oder eintauschen. Zur Heirat be-

durften sie der Erlaubnis des Herrn; dennoch war ihre Lage nicht etwa trostlos. Durch ihre Arbeitsleistung durften sie sich Privateigentum erwerben, mit dem sie sich loskaufen konnten. Sie stiegen damit in die große Klasse der Hörigen auf. Diese konnten zwar bewegliches Eigentum, aber keinen Grundbesitz erwerben, und sie waren an die Scholle gebunden, das heißt, sie durften ihr Domizil ohne Erlaubnis des Herrn nicht wechseln.

Die Frondienste, zu welchen die Hörigen und Leibeigenen verpflichtet waren, bildeten eine besondere Art der Steuer, indem die Untergebenen jedes Jahr ein paar Tage unentgeltlich für den Herrn arbeiten mußten. Diese Frontage waren entgegen der landläufigen Meinung von heute nicht sehr zahlreich und konnten mit Geld abgelöst werden. Überhaupt muß das Einvernehmen zwischen Bauern und Adel grundsätzlich gut gewesen sein; vermutlich herrschte der Feudalherr mit patriarchalischem Wohlwollen über seine Untergebenen.

Die feudale Wirtschaftsform des archaischen Hirten- und Jägerdaseins, verbunden mit einem wenig produktionsstarken dörflichen Ackerbau, war grundsätzlich lebensfähig, mußte aber die Auseinandersetzung mit der auf dem Prinzip des Konkurrenzkampfes aufgebauten städtischen Wirtschaftsform verlieren.

4. Die Beziehungen des Adels zur Kirche

Wir versuchen im folgenden, den Beziehungen des Adels zur Kirche ein wenig nachzugehen, beschränken uns aber auf wenige Andeutungen.

Das Gentilbewußtsein des mittelalterlichen Feudalherrn, sein Gefühl der tiefen Verbundenheit mit den lebenden und den abgeschiedenen Familienmitgliedern bildete den Anstoß zu den sogenannten Jahrzeitstiftungen, das heißt zu Vergabungen an ein Kloster oder eine Kirche, aus deren Erlös eine jährliche Seelenmesse für den Stifter, seine Frau, seine Kinder und seine Vorfahren gelesen werden mußte. Die Zahl dieser Stiftungen muß unabsehbar gewesen sein. Zu Ausgang des Mittelalters besaßen die Klöster Basels einen ausgedehnten Grundbesitz rund um die Stadt, der vorwiegend auf derartige Jahrzeitstiftungen zurückging. Die Größe der Vergabungen war schwankend; entsprechend der agrarischen Wirtschaftsform der Feudalherrschaften handelte es sich in der Regel um Grundstücke, die irgendeinen Ertrag abzuwerfen hatten. Die Vergabung konnte einige Äcker, aber auch ein ganzes Dorf oder einen ganzen Ländereikomplex umfassen. Reiche Familien gründeten sogar einzelne Klöster. So wurden die Klöster Schöntal und Engental von den Grafen Frobburg gestiftet, das Kloster Himmelpforte verdankte den Münch seine Entstehung, und Beinwil stellte eine

Gründung von mehreren Adligen zusammen dar. Lützel wurde vom Hause Montfaucon gestiftet, Kleinlützel von den Grafen von Saugern.

Auch am Bau von Laienkirchen war der Adel beteiligt; denn abgesehen von den Verdiensten um das Seelenheil der Familie, die man sich dadurch erwarb, erhielt man auch den Kirchensatz, das heißt das Recht, den Pfarrer zu bestimmen, was mit nicht unbedeutenden Einnahmen verbunden war. Als Beispiel mögen hier die Münch von Münchenstein genannt werden, die im 14. und 15. Jahrhundert bedeutende Bauarbeiten an der Kirche von Muttenz ausführen ließen. Das Eigenkirchenrecht beruhte vermutlich auf derartigen Stiftungen und Schenkungen. Kraft ihrer sachenrechtlichen Herrschaft über den Kirchengrund übten die Feudalherren auch das Recht aus, die Geistlichen zu ernennen. Der wirtschaftliche Ertrag der Kirche fiel ihnen ebenfalls zu. Im Laufe des 13. Jahrhunderts wurden diese sehr weitgehenden Rechte des Adels auf die Eigenkirchen stark gemildert. Groß war die Beteiligung der Adelsfamilien beim Bau der Kirchen in der Stadt. Gerne ließen sie ihre Wappen an den von ihnen gestifteten Bauelementen anbringen. Dies wird besonders im Kreuzgang des Basler Münsters deutlich, wo an den Schlußsteinen der Gewölbe die Wappen der Münch, der Eptinger, der Rotberg, der zu Rhein und vieler anderer Familien heute noch zu sehen sind.

Es wäre falsch, wollte man die Klostergründungen und die anderen frommen Stiftungen des Adels bloß auf materialistische, realpolitische Erwägungen zurückführen. Diese waren sicher vorhanden, aber ausschlaggebend dürfte doch wohl ein echt religiöses Streben gewesen sein. Freilich fehlte das realpolitische Motiv bei Vergabungen und Stiftungen nicht vollständig. Da die Klöster auch weltlichen Besitz und weltliche Rechte innehatten, bildeten sie politische Faktoren, mit denen man rechnen mußte. Zur Erschließung und Urbarisierung von Ödland wurden von Adligen gerne Klöster gegründet. So wurde um 1130 im äußerst dünn besiedelten Lützeltal von den Herrn von Montfaucon das Zisterzienserkloster Lützel gestiftet. Wer die Kastvogtei, die Schirmherrschaft, über ein Kloster innehatte, war praktisch im Genusse von dessen herrschaftlichen Rechten, und obwohl es sich um weltliche Güter handelte, war es doch geistlicher Besitz, was sich bis zu einem gewissen Grad als Schutz vor kriegerischen Übergriffen auswirken konnte.

Nicht ungern bedienten sich die Dynasten auch der Klostergründungen, um den Bau von Burgen zu verhindern. So schenkten die Grafen von Froburg dem Kloster Schöntal die ganze Paßhöhe des Oberen Hauensteins mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß in diesem Gebiet keine Befestigungen angelegt werden dürften.

Die Klöster, besonders die vornehmen wie Klingental in Kleinbasel, hatten zahlreiche adlige Insassen. Dies hat in der Geschichtsschreibung dazu

geführt, daß man in den Klöstern nur noch Versorgungsstätten für die überschüssige adelige Jugend sehen wollte. Etwas Wahres liegt zwar schon daran; denn eine unbeschränkte Teilung der Erbgüter hätte zu einer allzu großen Zersplitterung des Familienbesitzes geführt, weshalb manche Söhne in ein Kloster abgeschoben werden mußten; und in der Tat behagte vielen Klosterinsassen das geistliche Leben gar nicht. Da viele Mönche das weltliche Leben nicht missen wollten, beteiligten sie sich an Jagden und Fehden und hielten sich Konkubinen. Doch dürfen diese Fälle nicht verallgemeinert werden, und es ist zu bemerken, daß für einen an geistiger Bildung interessierten Adligen nur die Laufbahn eines Geistlichen in Frage kam. Nur im Kloster lernte man lesen und schreiben. Nur hier genoß man Unterricht in Latein und den anderen höheren Bildungsfächern. Zahlreiche Adlige stiegen im Schoße der Kirche zu Rang und Würden empor; erwähnen wir hier ein paar Basler Bischöfe aus dem Adel der Umgebung: Hugo von Hasenburg-Asuel, Walter und Lütold von Rötteln, Peter Reich, Hartung Münch von Landskron, Werner Schaler, Imer von Ramstein, Friedrich zu Rhein und Arnold von Rotberg. Im Spätmittelalter traten neben die Klöster auch die Kathedralschulen und Universitäten, wo der Anteil des Adels erheblich war. Der erste Rektor der Universität Basel stammte aus dem Hause Andlau.

Aus der engen persönlichen und besitzmäßigen Verflechtung des Adels mit der Kirche mußten sich häufig Reibereien ergeben. Immer wieder kam es vor, daß einzelne Edelleute Schenkungen oder Vergabungen anderer Familienmitglieder nicht anerkennen wollten oder daß adelige Geistliche Familienbesitz für ihr Gotteshaus beanspruchten. 1296 mußte beispielsweise Otto von Hofstetten gezwungen werden, die Ansprüche auf die Güter fahren zu lassen, welche sein Verwandter Ulrich von Ratolsdorf dem Kloster Lützel vermacht hatte. Besonders häufig entstanden Streitigkeiten um die Immunität; das Kloster genoß durch päpstliches oder königliches Privileg eine bevorzugte rechtliche Sonderstellung auf seinem Gebiet, und wenn es versuchte, diese auch auf Neuerwerbungen oder gar auf Güter auszudehnen, welche keine Allodien, sondern bloß Lehen waren, führte das leicht zu den heftigsten Auseinandersetzungen mit dem Laienadel, der sich in seinen Rechten betroffen fühlte. Dieser schreckte in solchen Fällen auch vor Gewalttaten nicht zurück, zumal die Geistlichkeit ihrerseits durchaus nicht immer friedfertig gesinnt war. So mußte das Kloster Hohenburg oder Odilienberg seine entlegenen Besitzungen bei Arlesheim durch mehrere refugiale Befestigungsanlagen schützen; aus diesen sind später die Burgen Reichenstein und Birseck hervorgegangen. Auch die Klöster selbst waren nicht selten mit Wehrmauern umgeben. Treffliche Beispiele dafür sind Lützel, Bellelay oder Moutier-Grandval. Das Bistum selbst war lange Zeit in

seiner Existenz gefährdet. Erst im 12. Jahrhundert war sein Territorium durch Schenkungen, Erwerbungen und Eroberungen so angewachsen, daß es im 13. Jahrhundert auch einen Krieg mit Habsburg wagen konnte.

Weitere enge Beziehungen zwischen Adel und Kirche ergaben sich am bischöflichen Hof. Dieser bildete das Zentrum einer Diözese und bestand deshalb aus zahlreichen Geistlichen der verschiedensten Rangstufen, welche die vielen Ämter zu versehen hatten. Da aber der Bischof auch ein weltlicher, reichsunmittelbarer Fürst war, gab es an seinem Hof viele Adlige, Ministerialen und Laienbeamte; in nächster Umgebung des Bischofs lebten die Marschalk, die Truchseß, die Kämmerer und die Vitztum. Diese Familien führten ihren Namen nach den weltlichen Hofämtern, die sie zu versehen hatten. In bischöflichen Diensten stiegen zahlreiche Basler Bürgersippen in den Adelsstand empor, so in früher Zeit schon die Schaler und die Münch.

In die großen Auseinandersetzungen zwischen Kaiser und Papst wurde auch die Gegend von Basel gerissen, und zwar zeichnete sich der Bischof durchaus nicht immer durch eine ausgesprochene Papsttreue aus. Die Absage der deutschen Bischöfe an Gregor VII. vom Jahre 1076 enthielt auch den Namen des Basler Bischofs Burkart von Fenis, und noch im späten 13. Jahrhundert hatte Bischof Heinrich von Neuenburg die Stirne, den Papst, der ihn zur Verantwortung ziehen wollte, auf seine Feste Birseck zu zitieren. Die adelige Oberschicht war mehrheitlich kaiserlich gesinnt, und die Bischöfe mußten nicht selten auf diese Gesinnung Rücksicht nehmen.

Noch ein Wort zu den Kreuzzügen. Obwohl die Quellen nicht eben reichlich fließen, kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß in der Gegend um Basel der Kreuzzugsgedanke außerordentlich stark verbreitet war. Von vielen Adligen wissen wir, daß sie die Reise ins Heilige Land unternommen haben, und manche dürften dabei umgekommen sein. Die Grafen von Pfirt, von Froburg und von Neuenburg scheinen mit zahlreichen Ministerialen den schweren Gang angetreten zu haben. Es war also kaum ein Zufall, daß Bernhard von Clairvaux im damals noch unvollendeten Basler Münster eine seiner Kreuzzugspredigten hielt.

Der Kreuzzugsgedanke lebte in der Gegend von Basel noch zu einer Zeit fort, in welcher er schon längst keine Möglichkeit der realen Verwirklichung mehr besaß. Denken wir an gewisse Dichtungen Konrads von Würzburg. Immer wieder machten sich einzelne wagemutige Adlige auf, um das Heilige Land zu besuchen. Noch lange hingen die Wappentafeln der Münch und der Schaler in der Grabeskirche zu Jerusalem. In der Hauschronik der Eptinger von Pratteln nimmt die Beschreibung einer Jerusalemreise, die im 15. Jahrhundert von einem Angehörigen dieser Familie unternommen worden ist,

neben Turnierberichten, Jagdanweisungen und genealogischen Aufzeichnungen den breitesten Raum ein. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die in Basel noch lange Zeit lebendige Kreuzzugsidie durch die Beziehungen zum Burgundischen, die im 15. Jahrhundert für manche Adelsfamilien belegt sind, neuen Auftrieb erhielt.

Gegenüber diesem noch im 15. Jahrhundert vorhandenen, nicht ganz utopischen Kreuzzugsgedanken beim Basler Adel spielten die Ritterorden, die den Kreuzzügen ja ihre Entstehung verdankten, in unserer nächsten Umgebung eine eher bescheidene Rolle, obwohl sie über Niederlassungen in der Stadt und einigen Grundbesitz in der Gegend verfügten. Von viel größerer Bedeutung waren die bereits etwas weiter entfernten Komtureien Heitersheim und Beuggen.

5. Das höfische Rittertum

In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts erfaßte die sogenannte höfische Ritterkultur, von Frankreich herkommend, die deutschen Lande. Wie der Name sagt, war diese Bewegung an die Höfe, das heißt an die Sitze der Dynasten gebunden. Als eigentliche Heimat der höfischen Kultur kann das südliche Frankreich angesehen werden; führende Gestalten wie Eleonore von Poitou, die um 1150 lebte und Königin von Frankreich und später von England wurde, verhalfen dem Ideengut zum Durchbruch, was dadurch erleichtert wurde, daß seit dem 11. Jahrhundert die Adligen wegen der Wallfahrten und der Kreuzzüge auch über größere Distanzen hinweg in persönlichen Beziehungen miteinander standen. So gelangten die Ideen in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts auch ins Römisch-Deutsche Reich.

Das höfische Rittertum als geistige Bewegung wurde durch seine strenge Morallehre gekennzeichnet. Durch Zucht sollte der Adlige zur «Hövescheit», das heißt zu Bildung, Anstand und Standesbewußtsein erzogen werden. Anzustreben war die «Tugend», ein komplexer Begriff, welcher Tapferkeit, Bildung, Ehre und feines Benehmen umfaßte. Dazu war die «Mâze», das Maßhalten und die Mäßigung und Selbstbeherrschung erforderlich. Heldenhum als besonnene Tapferkeit zeichnete den Ritter aus; die Ehre war des Adels höchstes Gut. Sie erforderte nicht allein Macht, Reichtum oder Einfluß, sondern auch Reinheit des Charakters, Ehrenhaftigkeit und eine einwandfreie Persönlichkeit.

Einen eigenartigen, wesentlichen Zug des höfischen Rittertums bildete der Frauenkult, die Minne. Ihr Ursprung ist zum Teil offenbar in der provenzalischen Liebeslyrik zu suchen, wobei möglicherweise alte mutterrechtliche Traditionen mitgespielt haben. Entscheidende Bedeutung kam auch dem

Aufblühen des Marienkultes im 12. Jahrhundert zu; psychologische Voraussetzungen wurden durch die besondere Art der höfischen Erziehung geschaffen. So wurde ein junger Adliger im Pubertätsalter an einen fremden Hof geschickt, wo er der Herrin aufzuwarten hatte, wobei sich leicht eine halb kindliche, halb erotische Zuneigung zu der betreffenden Dame ergeben konnte. Es war eine Eigenschaft der Minne, daß die Frau höherrgestellt, ja unerreichbar sein mußte. Dieses heute nicht mehr recht verständliche Verhältnis zwischen den Geschlechtern fand seinen Ausdruck im Minnesang, einer aus immer wiederkehrenden Bildern und Motiven bestehenden Liebeslyrik. Im deutschen Sprachgebiet erlebte der Minnesang seine künstlerische Blütezeit um 1200. Damals entstanden auch die Hauptwerke der umfangreichen höfischen Epik, in welcher das ideale ritterliche Leben auf oft beispielhafte Weise dargestellt wurde. Gesamthaft gesehen ist die höfische Kultur des Mittelalters fast nur in der Kunst faßbar, vor allem in der Literatur, dann aber auch in der Plastik und in vielen Miniaturen.

Wir haben hier weder die Aufgabe, die mittelalterliche Dichtkunst zu würdigen, noch den Ursprung des höfischen Rittertums zu ergründen. Dagegen wollen wir untersuchen, wie diese geistige Bewegung auf den Adel unserer Gegend gewirkt hat. Wie bereits erwähnt, fiel der Höhepunkt der höfischen Kultur mit der Blütezeit des staufischen Hauses zusammen; und aus dieser Zeit besitzen wir für unsere Gegend nur wenige Nachrichten. Was wir aber bis jetzt über den Adel im Gebiet von Basel mitgeteilt haben, weist doch eigentlich kaum auf eine große Wirkung des höfischen Ideengutes hin. Freilich gab es in unserer Gegend Minnesänger, wie beispielsweise Rudolf von Fenis, Wachsmut von Mühlhausen, Brunwart von Augheim, der von Gliers, Graf Wernher von (Neu-)Homberg, Walter von Klingen, Göli und Pfeffel. Literarisch waren die wenigsten sehr bedeutend; ihr Vorhandensein zeigt aber immerhin, daß die Begriffe des höfischen Rittertums in unserer Gegend zum mindesten bekannt gewesen sein müssen; Konrad von Würzburg, der lange Zeit in Basel wirkte, schuf für den Adel der Rheinstadt bedeutende Werke, Epen und kürzere Dichtungen, die auf ein vorhandenes Interesse an höfischen Stoffen schließen lassen. Eine bisher wenig beachtete Stelle in den Annalen von Colmar endlich berichtet, daß sich der Adel früher (das heißt um 1200) vorwiegend mit Kampfspiele und Minnedienst abgegeben habe; er scheint also damals dem höfischen Ideal nachgeeifert zu haben. Nachgewiesenermaßen wurden zahlreiche Adelssöhne bei auswärtigen Dynasten erzogen, vor allem am Hofe der Markgrafen von Hochberg und von Baden, und im 15. Jahrhundert bestanden, wie bereits erwähnt, intensive Beziehungen zum Burgunder Hof, einem späten Refugium der höfisch-ritterlichen Kultur. In der Familienchronik der Herren von Eptingen

zu Pratteln, die aus dem 15. Jahrhundert stammt, lassen sich zahlreiche Spuren höfischen Gedankengutes nachweisen.

Trotz all dieser Zeugnisse, die mit Sicherheit auf das frühere Vorhandensein von höfischer Sitte hinweisen, dürfen wir die Breitenwirkung dieser Ideen nicht überschätzen. Der Minnesang bildete im Grunde genommen bloß eine zur literarischen Form gewordene besondere Art gesellschaftlicher Galanterie, und das höfische Rittertum blieb zur Hauptsache eine rein geistige Bewegung. Diese wird freilich bei besonderen Gelegenheiten, etwa in Form von Darbietungen an den Festen bedeutender Dynasten, sichtbare Gestalt angenommen haben. Gerade das Turnierwesen bot mannigfache Gelegenheiten, den höfischen Minnedienst zu pflegen; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß neben geistlichen und schwankhaften Erzählungen auch höfische Romane bekannt gewesen sind. Es wäre aber verfehlt, zu glauben, die Burgen hätten von Minnesang widerholt, die vornehmen Damen seien diesen Tönen lauschend tagelang am Fenster gestanden, und die Adligen hätten es durch höfische Zucht zur Vollkommenheit gebracht. Dies war nur an der Tafelrunde des Königs Artus oder am Hofe Karls des Großen in der Sage der Fall; aber diese beiden Orte waren Utopien, Wunschbilder, denen in der Blütezeit des höfischen Rittertums zwar viele nacheiferten, die aber doch unerreichbar blieben. Im Zerfall der Minne und der «Hövescheit», über den seit dem 13. Jahrhundert viele Dichter klagen und der tatsächlich eingetreten ist, darf unter keinen Umständen der Niedergang des Adels überhaupt gesehen werden. In der Gegend um Basel erlebte die Feudalwelt ihre größte Blüte um 1300, also in einer Zeit, da der Höhepunkt der höfischen Kultur schon längst vorbei war. Die Lieder des Grafen Wernher von (Neu-)Homberg bedeuten nicht mehr als den standesgemäßen Zeitvertreib eines durch Kriege und Politik schwer beschäftigten Dynasten.

Das höfische Rittertum spielte in der Kulturgeschichte des Mittelalters eine wichtige Rolle. Für den Adel unserer Gegend aber bedeutete es kaum je mehr als einen Firnis: es war von einer geistigen Oberschicht getragen und darf auf keinen Fall mit dem Wesen des mittelalterlichen Feudalismus schlechthin verwechselt werden. Das Fehdewesen, der Ahnenkult und die archaische Wirtschaftsform hatten mit der «Hövescheit» nichts zu tun und standen beim damaligen Adel im Vordergrund. Neben diesen mächtigen Triebfedern wirkten sich die Ideen der höfischen Zucht nur als schwache Komponente aus. Damit dürfte es sich in anderen Gegenden, etwa in Frankreich oder an großen Fürstenhöfen, allerdings anders verhalten haben.



Abb. 14 Großes Haus in Oltingen



Abb. 15 Dorneck

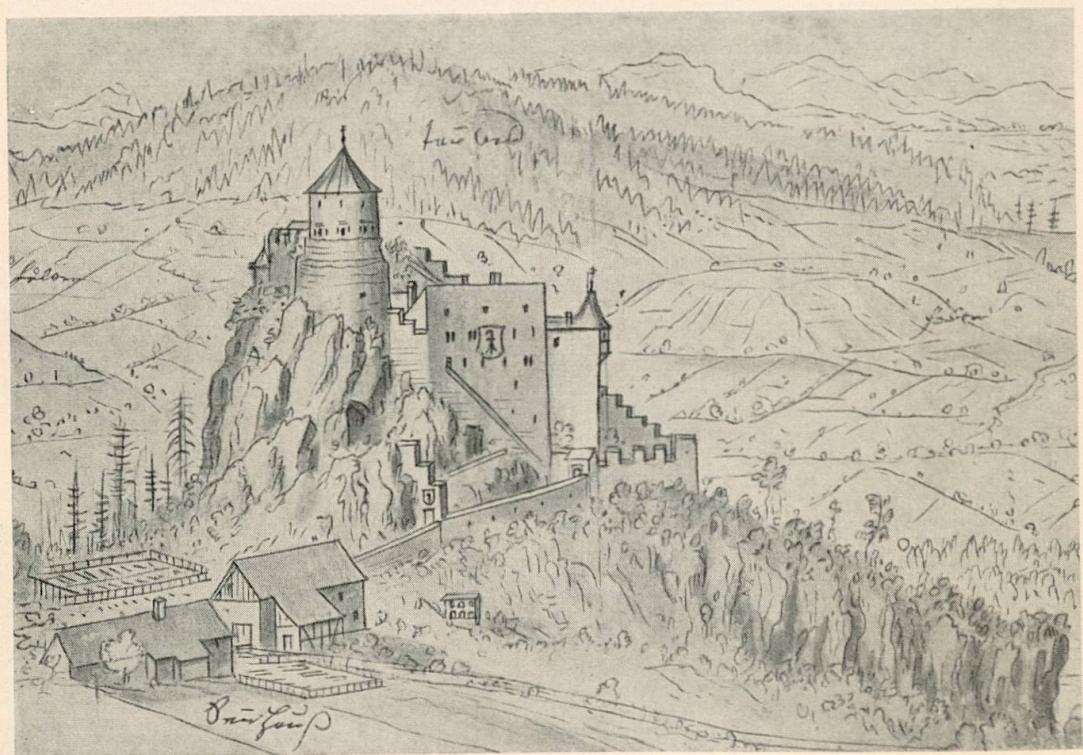


Abb. 16 Ramstein

C. Die Burgen

1. Die Burg als Bauwerk

Im Gebiet des Bistums Basel sich über das Aussehen der Burgen zur Feudalzeit ein Bild zu machen, ist keineswegs leicht. Die wenigen erhaltenen Festen Wildenstein, Pratteln, Binningen, Bottmingen, Zwingen und Pruntrut sind im Laufe des späten Mittelalters und der Neuzeit sehr stark verändert worden. Das gleiche gilt von den meisten wohlerhaltenen Ruinen, zu denen Dorneck, Pfeffingen, Landskron, Morimont, Pfirt oder Montvoie gehören. Mittelalterlichen Bestand finden wir noch auf Waldenburg, Gilgenberg oder der oberen Vorburg. Schriftliche Dokumente fehlen weitgehend. Ältere Abbildungen sind zwar häufig, doch stammen sie zum größten Teil aus dem 17. und 18. Jahrhundert und geben somit den mittelalterlichen Bestand nur in seltenen Fällen wieder. Als besonderer Glücksfall hat zu gelten, daß auf dem Dornacher Schlachtholzschnitt von etwa 1500 die drei Burgen Dorneck, Birseck und Reichenstein in durchaus mittelalterlichem Gepräge abgebildet sind. Beschreibungen von Burgen aus der Zeit vor 1500 sind ausgesprochen selten und enthalten nur wenige verwertbare Mitteilungen. Archäologische Untersuchungen könnten wesentliche Anhaltspunkte vermitteln, doch sind bis jetzt auf unserem Gebiet erst sehr wenige Ausgrabungen nach wissenschaftlichen Grundsätzen durchgeführt worden. Die große Masse der Burgenanlagen bietet ein Bild des weit fortgeschrittenen Zerfalls. Die Reste lassen zwar bisweilen gewisse Vermutungen über den Grundriß zu, oft sind auch einzelne Mauerzüge, vielleicht sogar mit Fenstern oder Türen, erkennbar. Leider sind mehrere Burgruinen, die noch ansehnlichen mittelalterlichen Bestand aufgewiesen hatten, durch unsachgemäße Restaurierungen oder verfälschenden Wiederaufbau der Forschung für immer entzogen worden. Dies gilt vor allem für den Mittleren und den Hinteren Wartenberg, für Reichenstein und auch für Rotberg.

Es ist nun unsere Aufgabe, aus diesem Trümmerfeld, zusammengesetzt aus wenigen Mauerresten, einzelnen archäologischen Untersuchungen, aus Abbildungen späterer Epochen und spärlichen schriftlichen Dokumenten ein Bild der mittelalterlichen Feudalburgen zu gewinnen.

Die Festen des Adels waren ausgesprochene Zweckbauten. Sie dienten einer Edelfamilie als Behausung und mußten gegebenenfalls verteidigt

werden können. Kultisch-liturgische Bestimmungen brauchten nicht wie beim Kirchenbau berücksichtigt zu werden; der Bauherr konnte sich ganz den bestehenden Verhältnissen anpassen. Das Aussehen einer Burg war von den topographischen Voraussetzungen und von den finanziellen Möglichkeiten der Erbauer abhängig. Eine Burgenlage auf einem langgestreckten Felsgrat mußte naturgemäß anders aussehen als eine Feste auf einem runden Bergkegel. Die Grundrißverschiedenheiten, die wir immer wieder feststellen können, beruhen darauf, daß kein Bauplatz genau gleich wie der andere aussah. Grundrißtypen von Burgen zu unterscheiden, bedeutet in unserem Gebiet nicht mehr als eine abstrakte Spielerei ohne historische Erkenntnismöglichkeit.

Zur Erhöhung der Wehrhaftigkeit wurde beim Bau von Burgen die Beschaffenheit des Geländes sehr sorgfältig ausgenützt. In unserer Gegend errichtete man deshalb die meisten Festen auf Geländeerhebungen, an welchen ja der Jura mit seinen Kuppen, Felsgraten und Bergvorsprüngen aller Art keinen Mangel zeigte. In den Niederungen erhoben sich die kleinen Dorfburgen, über die wir einstweilen sehr wenig unterrichtet sind, sowie einige Wasserburgen. Auf Felseninseln inmitten eines Flusses entstanden Zwingen und der Stein zu Rheinfelden. Festen in einem künstlichen Weiher gab es vor allem in der Ajoie (Miécourt, Vendlincourt) und im Leimental (Leuhusen, Benken, Therwil, Bottmingen, Binningen und Gundeldingen).

Für Anlagen auf Geländeerhebungen, für die sogenannten Höhenburgen, wurden die mannigfachsten Möglichkeiten ausersehen. Besonders beliebt waren die zahlreichen Malmkalkkrippen; denn sie boten wegen ihrer Steilheit hervorragenden Schutz und lieferten erst noch ein ausgezeichnetes Baumaterial. Auf dem schwer zugänglichen, wild zerklüfteten Grat des Bännli-fels zwischen Wahlen und Grindel erhoben sich einst zwei Burgen, über deren Geschichte bis jetzt nichts bekanntgeworden ist. Auf ähnlich wilden Felsgraten waren Fürstenstein, Spiegelberg, Blauenstein und die Erlinsburgen gebaut. Auf etwas leichter zugänglichen, aber immer noch sehr kühn gelegenen Kämmen standen die Festen Schönenberg, Aesch/Bärenfels, Landskron, die oberen Birseckburgen und Waldenburg. Auf Bergvorsprüngen in Spornlage erhoben sich Löwenburg, Rotberg, Neu-Wildeptingen, Gilgenberg, die Vorburgen, Neu-Tierstein und Neu-Homberg. Weniger häufig wurde der Gipfel eines höheren Berges als Bauplatz ausgesucht. Dies war auf Froburg, Madeln, Alt-Wildeptingen, Blochmont und Béridiai der Fall. Auf kleinen, ringsum abfallenden Erhebungen dagegen erbaute man häufig eine Burgenlage, wie die Beispiele von Münchenstein, Neu-Schauenburg, Asuel, Ramstein, Pruntrut, Waldeck, Pfirt, Montvoie und Liebenstein zeigen. Für kleinere Festen wählte man gerne einen isoliert gelegenen Felskopf (Sternenberg, Hilsenstein, Gutenfels, Neuenstein, Rei-

fenstein und Gilgenberg). Es wäre nun aber verfehlt, anzunehmen, den Burgen in ähnlicher Lage müßte das gleiche Bauschema zugrunde liegen. Gewiß wiederholen sich die einzelnen Bauteile, Türme, Ringmauern, Wohngebäude, Wirtschaftsanlagen, Torbauten häufig; doch erscheinen sie immer wieder in neuer Gestalt und in anderer Anordnung; letztere erweckt nicht selten einen so zufälligen und zusammengestückelten Eindruck, daß man sich fragen muß, ob beim Bau von Burgen überhaupt Pläne angefertigt worden sind (Pfeffingen, Löwenburg, Montvoie).

Den Kern der allermeisten Burgenanlagen bildete ein turmartiger Bau. Besaß dieser ausschließlich Wehrfunktionen, so wird er heute Bergfried genannt. Als Wohnturm bezeichnen wir ihn, wenn er außer zur Verteidigung auch als Behausung dienen konnte. Diese eindeutige moderne Terminologie läßt sich aber in der Praxis nur selten anwenden. Zwischen dem kleinen runden Bergfried von Birseck und dem gewaltigen Wohnturm von unregelmäßigem Grundriß auf Pfeffingen gab es alle möglichen Zwischenformen, so daß die moderne Terminologie geradezu in Frage gestellt wird. Wo im folgenden keine klaren Unterscheidungsmöglichkeiten vorhanden sind, verwenden wir den unverfänglichen Ausdruck «Hauptturm». Nicht selten besaßen diese Türme eine enorme Mauerstärke. Der Durchschnitt lag um die zwei Meter herum; an den Angriffsseiten konnte sie bis gegen vier Meter betragen (Sternenberg, obere Vorburg). Kleinere Türme besaßen in der Regel einen einfachen viereckigen (Waldenburg, Froburg) oder häufiger runden Grundriß (Bischofstein, Ramstein, Birseck, Schalberg usw.). Große Wohntürme waren entweder rechteckig gebaut (Mittlerer Wartenberg, Angenstein, Lanskron, Asuel), oder aber ihr Grundriß war völlig unregelmäßig, da er dem natürlichen Verlauf der Felskante folgte (Reichenstein, Pfeffingen, Gilgenberg, Löwenburg).

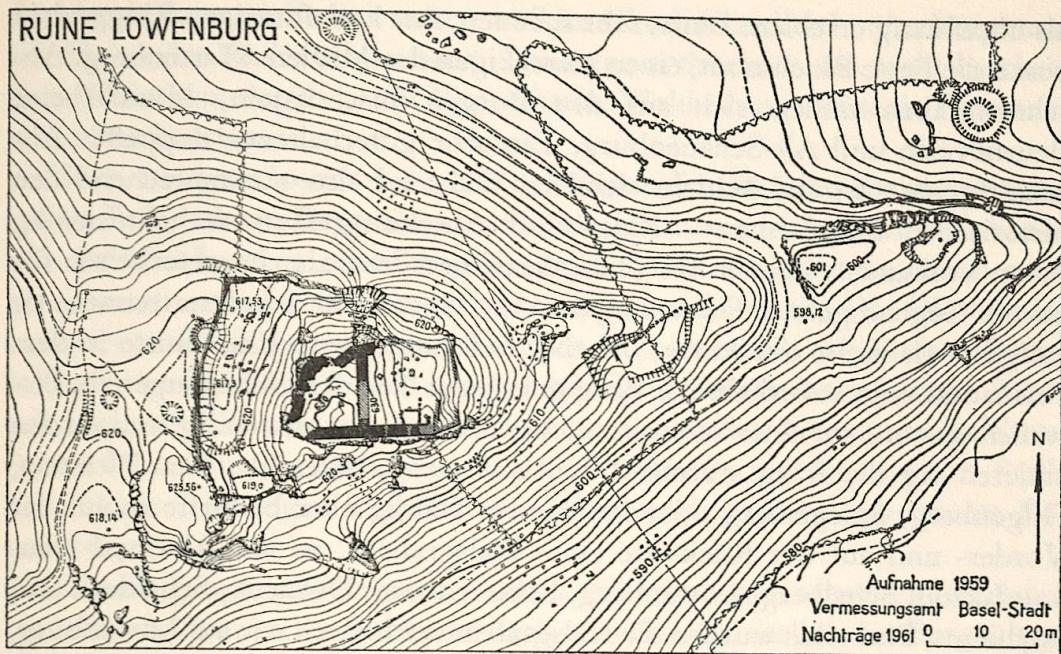
Die wichtigen Räume der Türme befanden sich meistens in den oberen Stockwerken, während das fensterlose Erdgeschoß als Vorratsraum oder als Verlies diente; dementsprechend wurde der Eingang in der Regel überirdisch in mehreren Metern Höhe angebracht. Er war entweder von einem benachbarten Gebäude aus oder über eine hölzerne, leicht abbrechbare Treppe zu erreichen. Die Annahme, diese Hocheingänge seien nur mittels Strickleitern oder anderer halsbrecherischer Vorrichtungen zugänglich gewesen, beruht wohl auf der etwas romantischen Verallgemeinerung seltener Einzelfälle. Der ebenerdige Eingang in den Wohnturm von Sternenberg hat als seltene Ausnahme zu gelten.

Die Haupttürme unserer Juraburgen waren in der Regel bis unter das Dach aus massivem Mauerwerk errichtet, so daß auch die Wohngeschosse aus Stein gebaut waren. Ab und zu finden sich Überreste von Konsolen,

etwa auf der Ländskron, welche darauf schließen lassen, daß zuoberst noch ein Geschoß aus Holz oder Fachwerk bestanden haben muß. An Dachformen sind Pultdächer und Pyramiden bzw. Kegeldächer bei Rundtürmen überliefert. Bei den Fensteröffnungen handelt es sich teils um Lichtscharten, teils um Wohnfenster. Es entspricht der dilettantischen Burgenromantik, jeden Mauerdurchbruch als Schießscharte zu bezeichnen. Die meisten erhaltenen mittelalterlichen Fensteröffnungen wären für die Anwendung eines Flitzbogens zu niedrig und für den Gebrauch einer Armbrust zu schmal gewesen. Aus chronikalischen Abbildungen des 15. Jahrhunderts geht deutlich hervor, daß eine Burg weitgehend aus der Vertikale verteidigt worden ist. Daher findet sich auf den meisten Haupttürmen zuoberst eine sogenannte Wehrplatte, das heißt eine Art Dachterrasse mit Brüstung, wenn möglich mit Zinnen, von wo aus der Angreifer mit Pfeilen beschossen und mit Steinen beworfen werden konnte. Die Wehrplatte war in der Regel mit einem Dach versehen.

Die Zwischenböden der Türme wie auch der anderen Bauten bestanden meistens aus Holz. Steinerne Gewölbe bildeten eine Ausnahme (Schalberg, obere Vorbburg), wurden jedoch in der Spätzeit häufig nachträglich eingebaut (Ländskron, Mörsberg, Pfirt). Die Holzbalken der Zwischenböden waren entweder in Löchern in der Mauer eingelassen oder ruhten auf Wandpfetten auf, die ihrerseits von schmucklosen Konsolsteinen getragen waren. Nicht selten verjüngte sich das Mauerwerk nach oben von Stockwerk zu Stockwerk, wobei der jeweilige Mauerabsatz als Auflager für die Deckenbalken diente. Auf Pfeffingen lassen sich diese verschiedenen Arten der Balkenbefestigung heute noch sehr gut erkennen. Über die Verbindung der einzelnen Stockwerke unter sich sind wir wenig unterrichtet. Eigentliche Treppentürme kamen erst im Spätmittelalter auf. Einige Türme besaßen in jedem Stockwerk einen Eingang, so daß anzunehmen ist, die Treppen hätten sich auf der Außenseite befunden. In der Regel aber besaßen sie nur einen einzigen Eingang, weshalb die Treppen im Innern der Gebäude angebracht gewesen sein müssen. Unterteilungen der einzelnen Geschosse in verschiedene Räume gab es bei größeren Türmen mit Sicherheit. Auf Pfeffingen und Gilgenberg haben sich noch Reste davon erhalten.

Außer dem Hauptturm bildete die Ringmauer einen wesentlichen Bestandteil der Verteidigungsanlagen. Sie umschloß die wichtigen Teile einer Feste, womit ihr auch eine rechtliche Bedeutung zukam, gewissermaßen als Grenze des eigentlichen Burgareals. Je nach den örtlichen Voraussetzungen wurde sie stärker oder schwächer gebaut. An den sturmfreien Seiten bestand sie lediglich aus einer schwachen Brüstung, an den Angriffsseiten aber wurde sie oft in bedeutender Stärke errichtet. Auf Pfeffingen waren beispielsweise die Ausmaße der Ringmauer im Osten und Norden, wo kein Angriff zu be-



fürchten war, in Dicke und Höhe bescheiden, an der gefährdeten Westseite jedoch erhob sie sich wie ein gigantischer Schutzschild in eine sehr beträchtliche Höhe; daher der Name Schildmauer. Eine solche befand sich auch auf den Burgen Wartenfels und Farnsburg. Diese beiden heute noch gut erhaltenen Schildmauern sind besonders deswegen interessant, weil wegen ihrer gewaltigen Ausmaße die dahinterliegenden, wohl geborgenen Wohntürme eine nur sehr bescheidene Mauerstärke erforderten. Größere Ringmauern können heute noch auf den Burgen Birseck, Bischofstein, Ramstein, Tschäpperli, Blochmont, Montvoie, Liebenstein und Hasenburg/Asuel festgestellt werden. Auf den Höhenburgen wurde die Ringmauer meistens dem Verlaufe der natürlichen Geländekante angepaßt, damit der ohnehin schon beschränkte Platz ausgiebig genutzt würde, was eine unregelmäßige Form der meisten Höhenburgen zur Folge hatte.

Wenn das Gelände nicht genügend Schutz bot wie bei Felsabstürzen oder Steilhängen, vergrößerte man die Wehrhaftigkeit des Mauerwerkes durch einen vorgelagerten Graben. Dieser lieferte in den meisten Fällen auch das Material für das Mauerwerk; es ist deshalb kein Zufall, daß die Gräben mancher Burganlagen gegen außen halbkreisförmig wie ein Steinbruch erweitert worden sind (Vorderer Wartenberg). Da die Großzahl unserer Jura-burgen auf länglichen Felsrippen und Bergvorsprüngen stand, war in der Regel das Gelände mindestens auf zwei Seiten so steil abfallend, daß der Aus-hub eines Ringgrabens, der die ganze Burganlage umgab, oder eines Ab-schnittgrabens, der sich um einen großen Teil der Feste herumzog, meistens

als überflüssig erschien. Einen sehr schönen, fast kreisförmigen Ringgraben besaß die Feste Blochmont, einen viereckigen der Mittlere Wartenberg. Abschnittgräben finden sich auf den Burgen Bischofstein, Münchsberg, Beurnévin und Alt-Schauenburg. Ein sehr guterhaltener doppelter Abschnittgraben ist auf Madeln sichtbar. Während also – entsprechend den jurassischen Bergformen – Ring- und Abschnittgräben verhältnismäßig selten vorkamen, können die Halsgräben geradezu als charakteristisch für unsere Gegend gelten. Diese umgaben die Feste nicht, sondern trennten sie lediglich als meist nur kurze, oft aber tiefe und breite Einschnitte in dem Felskamm vom außerhalb der Burg gelegenen Teil des Höhenzuges ab. Bisweilen war nur auf einer Seite ein solcher Halsgraben notwendig, und auf den anderen lag die Burg sturmfrei, wie auf Aesch-Bärenfels, Neu-Tierstein, Gilgenberg, Spiegelberg oder Farnsburg. Häufig aber bedurfte es auf der Vorder- und auf der Rückseite eines Halsgrabens, so auf Alt- und Neu-Landskron, Schalberg, Löwenburg, Schönenberg, Dorneck, Scheideck und Soyhières. Bisweilen wurden die Halsgräben verdoppelt wie auf Löwenburg, Alt-Landskron oder Blauenstein. Zwischen diesen doppelten Halsgräben errichtete man nicht selten Vorwerke; diese waren weniger stark befestigt als die Hauptburg. Ihre Spuren finden sich auf Schönenberg, Morimont, Schalberg, Münchsberg und Farnsburg. Nicht selten wurde eine Anlage an mehreren Stellen durch Gräben unterteilt; dies war bei Münchsberg, Schönenberg, Aesch/Bärenfels und Alt-Bechburg der Fall. Mit Wasser waren diese Burgräben nie gefüllt; dagegen dienten sie bisweilen als Viehpferch oder als Garten.

Die Wohnbauten scheinen, sofern sie nicht mit dem Hauptturm identisch waren, verhältnismäßig bescheiden gewesen zu sein. Die Bezeichnung Palas, etymologisch von «palatium» abzuleiten und mit dem heutigen Palast verwandt, dürfte für die meisten Wohngebäude unserer Juraburgen viel zu hoch gegriffen sein. Von prächtig ausgestatteten Palasbauten, wie sie auf Rötteln oder auf der St.-Ulrichs-Burg im Elsaß sichtbar sind, finden sich in unserer Gegend keine Spuren; die Grafen von Tierstein hausten in einem ausgesprochen bescheidenen Wohnturm, und auch die Burgen der anderen Dynastenfamilien scheinen keine prunkvollen Wohngebäude besessen zu haben. Immerhin ist zu sagen, daß der mittelalterliche Baubestand von Pfirt bis auf wenige Reste verschwunden ist und daß die Trümmer der Froburg noch immer im Schutt begraben liegen. Möglicherweise kommen bei den projektierten Ausgrabungen auf dieser Dynastenburg die Spuren eines Palas im eigentlichen Sinne des Wortes zum Vorschein. Sofern das Wohngebäude nicht in die Verteidigung der Burgenanlage einbezogen war, indem es sich an die Ringmauer lehnte, haben sich meist nur wenige Reste von ihm erhalten,

da seine Mauern nicht dick waren und der Oberbau vielleicht überhaupt nur aus Holz oder Fachwerk bestand. Derartige architektonisch recht bescheidene Wohnbauten gab es auf Bischofstein, Waldenburg, Birseck, Ramstein und Münchenstein.

Noch weniger Spuren haben in der Regel die Ökonomiebauten hinterlassen. Bei größeren Burgenanlagen erhoben sich diese meist an der Peripherie, wie auf Waldenburg oder Neu-Tierstein, sofern sie nicht in einem nahgelegenen Sennhof untergebracht waren wie auf Ramstein. Die Ökonomiebauten von Pfeffingen dagegen befanden sich innerhalb des ältesten Burgberinges, und kleinere Festen besaßen häufig im Innern einen kleinen Wirtschaftsbetrieb. So wurde auf Sternenberg eine an den Wohnturm gelehnte Sennenküche ausgegraben, und zahlreiche Burgen enthielten einen Stall. Sorgfältige Grabungen könnten hier gewiß noch manche interessante Ergebnisse erbringen.

Dem Zugang mußte man besondere Aufmerksamkeit schenken, da dieser natürlicherweise zu den fortifikatorisch schwächsten Stellen der Burgenlage gehörte. Die immer wieder geäußerte Behauptung, der Zugang sei so angelegt worden, daß ein Angreifer der Burg die rechte, vom Schilder ungedeckte Seite zukehren mußte, läßt sich zwar an vielen Beispielen belegen (zum Beispiel Schalberg, Müntsberg, Mittlerer und Hinterer Wartenberg, Neu-Schauenburg, Froburg, Waldeck); doch trifft ebenso häufig das Gegenteil zu (unter anderen Sternenberg, Ramstein, Waldenburg, Dorneck, Blauenstein, Blochmont, Montvoie), so daß keinesfalls eine Regel daraus abgeleitet werden darf. Torgräben, das heißt kleinere Einschnitte, welche den Zugang unterbrachen und mittels einer entfernbaren Brücke überschritten werden mußten, fanden sich auf Dorneck, Neuenstein, Schalberg und Schönenberg. Brücken über den eigentlichen Burggraben waren weniger häufig, als man vielleicht annehmen möchte; nachweisbar sind sie auf Pfeffingen, Gilgenberg und Müntsberg. Viel weiter waren Rampen oder Treppen aus Holz, Stein oder Erde verbreitet, die von der Grabensohle an den Eingang hinaufführten. Dies war unter anderen bei Sternenberg, dem Vorderen Wartenberg, Löwenburg, Blochmont, Aesch-Bärenfels und Birseck der Fall. Auf Bischofstein wurde die ursprüngliche Steintreppe in späterer Zeit durch eine bequemere Brücke ersetzt. Auf manchen Juraburgen führte der Zugang in der Regel außen am Bering entlang und bog vor dem Tor scharf nach rechts oder links ab, so daß er auf keinen Fall als Anlaufstrecke zum Rammen des Tores dienen konnte; dieses Schema wurde auf jede erdenkliche Weise den bestehenden topographischen Voraussetzungen angepaßt. Wir finden es in immer wieder neuer Gestalt auf Sternenberg, Rotberg, Schalberg, Ramstein, Soyhières, Froburg und dem Vorderen Wartenberg.

Komplizierter angelegte Zugänge besaßen die Burgen Hinter- und Vorder-Aesch, Pfeffingen, Münchsberg, Fürstenstein, Waldenburg und Alt-Bechburg. Eigentliche Torbauten – Tortürme, Flankensicherungen, Zwingermauern usw. – sind aus der Feudalzeit nur selten bekannt. Schwache Spuren eines Torgebäudes haben sich auf Tschäpperli, Waldeck und Fürstenstein erhalten. Die sehr raffiniert angelegten Zugänge von Farnsburg, Neu-Homberg, Neu-Falkenstein und Pfeffingen gehören dem Spätmittelalter oder der Neuzeit an.

Unter den Festen in den Niederungen stellten die Wasserburgen das kleinste Kontingent dar. Sie standen hauptsächlich im Birsigtal. Die erhaltenen Anlagen von Binningen und Bottmingen bestanden aus einer vier-eckigen Ringmauer, umgeben von einem künstlichen Weiher. An den Ecken waren runde Flankierungstürme angebracht. Der Wohnbau besaß turmähnlichen Charakter. Bescheidener sahen die Weiherhäuser von Benken, Pratteln und Gundeldingen aus. Sie bestanden zur Hauptsache aus einem wehrhaften Wohnbau, der von einer verhältnismäßig schwachen Ringmauer umgeben war. Stattdoch dürfte dagegen Therwil gewesen sein. Nach einer alten Skizze handelte es sich um eine Anlage auf zwei Inseln inmitten eines von einem Wall mit vorgelagertem Wassergraben umgebenen Weiher. Als bedeutendste Wasserburg in unserer Gegend hat die auf drei Felseninseln in der Birs erbaute Feste Zwingen zu gelten. Der runde Bergfried mit dem daran gelehnten wehrhaften Wohnbau sowie der viereckige Torturm der vorderen Insel zeichnen die Anlage besonders aus. Wie der Stein zu Rheinfelden ausgesehen hat, wissen wir nicht.

Zahlreicher als die Wasserburgen waren die kleinen Dorfburgen. Diese bestanden in der Regel nur aus einem steinernen Turm oder Wohnbau. Urkundlich sind sie in Sissach und in Blotzheim nachgewiesen. Eine wohl-erhaltene Dorfburg ist noch in Cœuve sichtbar, und die ältesten Teile des sogenannten Großen Hauses zu Oltingen im Kanton Baselland stellen wahrscheinlich den Sitz der in diesem Dorf ansässigen Edelfamilie dar. Bisweilen erhoben sich diese Dorfburgen in unmittelbarer Nähe der Siedlung auf einem niederen Hügel (Diegten, Malleray). In gewissen Fällen kann bei den Behausungen von Adelsfamilien in den Dörfern überhaupt nicht von einer Burg gesprochen werden, indem die Wehrhaftigkeit des Gebäudes kaum zutage getreten ist. Derartige, kaum befestigte Adelshöfe befanden sich in Arisdorf und in Birsfelden. Adelstürme und kleinere Burganlagen gab es außer in den Dörfern auch in den Städten. In Basel waren sie sehr zahlreich; 1180 wurde ihr Bau durch kaiserlichen Erlass eingeschränkt. Die kleinen Städte besaßen ebenfalls Geschlechtertürme und steinerne Adelssitze; diese waren bisweilen an die Stadtmauer angebaut, denn ihre Bewohner hatten bei

der Verteidigung der Stadt wichtige Funktionen zu erfüllen (Waldenburg, Olten, Delsberg, Laufen).

Bisweilen standen ansehnliche Burgenanlagen in einem direkten architektonischen Zusammenhang mit einer Stadt oder einem Dorf. So umgaben die Münch beim Bau der Feste Münchenstein das Dörfchen Geckingen zu Füßen des Burghügels mit einer Mauer. Später wurde Geckingen als Vorburg der Feudalfeste zum heutigen Dorfe Münchenstein. Auch Hasenburg/Asuel verfügte über eine stark befestigte Vorburg, die aus einer bäuerlichen Siedlung bestand, ähnlich der großen Burg Rötteln am Ausgang des Wiesentales. Die bischöflichen Städte Biel, Delsberg, St-Ursanne und Pruntrut besaßen eine Feudalburg als Zitadelle, während die froburgischen Städtegründungen keine architektonischen Verbindungen mit einer Adelsburg bedeutenderen Ausmaßes enthielten, obwohl auch sie einzelner Wohntürme nicht entbehrten.

Wie wir gesehen haben, lieferte der Aushub der Gräben einen großen Teil des für den Bau notwendigen Steinmaterials. Deshalb waren die meisten unserer Juraburgen aus einem nicht sehr haltbaren und nicht ausgesprochen dekorativen Bruchsteinmauerwerk erstellt; denn die im Jura vorkommenden Kalksteine ließen sich nur mit großer Mühe zu schön gehauenen Werkstücken verarbeiten. Ausgesprochenes Quadermauerwerk, wie es in Sandsteingebieten häufig vorkommt, ist auf den Burgen unserer Gegend sehr selten anzutreffen. Es findet sich an der unteren Torpartie des Vorderen Wartenbergs; Bossenquader mit Randschlag sind ferner an den ältesten Teilen von Pfeffingen zu sehen sowie an den Ecken des Bergfrieds von Waldenburg. In den westlichen Teilen des Bistums war der Quaderverband sehr viel weiter verbreitet (Vorburg, Asuel, Pruntrut, Montvoie, Milandre), wie überhaupt die Burgen im Berner Jura viel sorgfältigeres Mauerwerk besitzen als die Festen des Baselbiets oder des Schwarzbubenlandes. Möglicherweise waren in diesen westlichen Teilen des Bistums Einflüsse aus Burgund im Spiel, wo die sorgfältigen römischen Bautraditionen sehr viel länger lebendig waren als in den alemannischen Gebieten.

Das Bruchsteinmaterial der meisten Burgen wurde in der Regel in einzelnen Lagen aufeinandergeschichtet, wobei häufig eine Lage wenig bearbeiteter Blöcke mit einer Lage flacher Platten abwechselte. Dies war zum Beispiel auf Bischofstein und Aesch-Bärenfels der Fall. Dicke Mauern wurden nicht selten mit mächtigen, kaum bearbeiteten Blöcken gebaut, die lagerhaft aufeinandergetürmt wurden, wobei man die entstehenden Fugen und Zwischenräume mit kleinerem Steinmaterial ausfüllte. Als Bindemittel diente ein Mörtel aus Kalk, Sand und Wasser; dieser konnte sehr große Festigkeit erreichen, wurde aber häufig von Bodensäuren angegriffen und

von Regenwasser ausgeschwemmt. Daher der schlechte Zustand mancher Burgruine. Mauern aus Bruchstein waren allesamt verputzt, und zwar mit einem hellen, körnigen Mörtel von leicht gelblicher Tönung. Die kahlen Steinwände der im 20. Jahrhundert wiederaufgebauten Burgen Rotberg und Reichenstein entsprechen nicht der historischen Wirklichkeit. Backsteine wurden in unserer Gegend erst seit dem 15. Jahrhundert verwendet. Eine Ausnahme bildeten die aus dem Kloster St. Urban stammenden verzierten Backsteine, welche im 13. Jahrhundert hergestellt wurden und in den Burgen bisweilen als Zierstücke Verwendung fanden (Froburg, Neu-Bechburg).

Auf vielen Burgen wurde der Fels stark bearbeitet; der erste Eingang von Alt-Bechburg führte durch ein in eine natürliche Felsbarriere gehauenes Tor. Auf Pfirt wurde im alten Wohnturm ein ganzes Kellergeschoß aus dem Felsen geschrotet. Die hintere Aeschburg schließlich weist heute noch die Reste einer in den harten Fels gemeißelten Treppe und eines in das Gestein abgetieften viereckigen Raumes mit zahlreichen gemeißelten Balkenlöchern auf. Umfangreiche Bearbeitungen des Geländes, vor allem des Felsens, scheinen auch auf Pfeffingen, Fürstenstein, Neuenstein und Ramstein vorgenommen worden zu sein.

Die Dächer waren mit Stroh oder Holz gedeckt. Seit dem ausgehenden 12. Jahrhundert fanden Hohlziegel Verwendung, ohne sich aber gänzlich durchsetzen zu können. Noch im 15. Jahrhundert wurde das Dachwerk von Münchenstein mit neuen Schindeln eingedeckt. Die Flach- oder Biberschwanzziegel kamen im 15. Jahrhundert auf. Der früheste Beleg stammt aus der Burg Sternenberg und ist ins ausgehende 14. Jahrhundert zu datieren.

Die Beschreibung der Burgen als Bauwerke wäre unvollständig, würden wir die Holz- und Erdburgen nicht erwähnen. Neben den Festen aus Mauerwerk, das mit Steinen und Mörtel zusammengefügt war, gab es im Mittelalter auch Burgen, die lediglich aus Erde und Holz bestanden. Vermutlich handelte es sich um eine sehr altägyptische Bauweise. Leider steckt die Erforschung dieser Anlagen noch sehr in den Anfängen.

Aus Erde wurden Befestigungsanlagen in Form von Wällen hergestellt. Bisweilen schüttete man auch einen künstlichen Hügel auf, welcher einen hölzernen Bau zu tragen hatte. Ein guterhaltener und sorgfältig erforschter Erdhügel befindet sich südlich von Zunzgen. Er besitzt das stattliche Volumen von über 6000 Kubikmetern künstlich aufgeschütteter Erde. Der Gipfel ist etwas abgeplattet; er trug einst eine kleine hölzerne Burgenanlage. Auf der Bergseite wurde diese durch einen Palisadenzaun mit vorgelagertem Spitzgraben geschützt. Die frühesten Funde stammen aus dem 9. oder 10. Jahrhundert. Wesentlich anders sah die Holzburg in den Moosgräben bei Breitenbach aus; diese befand sich auf einem länglichen, von zwei Bach-

tobeln flankierten natürlichen Hügel, welcher künstlich terrassiert worden war. Auf diesen Terrassen standen Gebäude aus Holz; ihr unterstes Geschoß war bis zu zwei Meter in den Boden hineingegraben. Anhand der Keramikfunde konnte diese Anlage ins 13. Jahrhundert datiert werden. Weitere Erd- oder Holzburgen sind in unserer Gegend bis jetzt nicht erforscht worden; ohne Zweifel gab es aber noch mehr derartige Anlagen. Besonders häufig scheinen sie in der Gegend des Bucheggberges gewesen zu sein. Nach allem, was wir bis jetzt wissen, dürfte die Gewohnheit, Burgen aus Steinen und Mörtel zu bauen, erst um die Jahrtausendwende größere Verbreitung gefunden haben, während vorher offenbar meistens mit Holz und Erde gearbeitet worden war. Diese alttümliche Bauweise wurde aber noch bis ins 13. Jahrhundert hinein angewandt, wie aus der Anlage von Breitenbach und aus gewissen chronikalischen Notizen in den Annalen von Colmar hervorgeht.

Wenn eine Burg noch bis in die Neuzeit hinein bewohnt wurde, so fanden an ihr meistens zahlreiche bauliche Veränderungen statt, vor allem in den oberen Stockwerken, an der Toranlage und an den Verteidigungsvorrichtungen. Die Haupttürme wurden bisweilen aufgestockt, bewahrten im übrigen aber wegen ihres massiven Mauerwerkes die alte Gestalt im großen ganzen. Abgesehen von einzelnen Beschädigungen durch Krieg, Brand und andere Katastrophen dürfte vor allem das Aufkommen der Feuerwaffen und das gesteigerte Bedürfnis nach bequemerer Lebensweise die nachträgliche bauliche Umgestaltung einer Burg veranlaßt haben. Entweder wurden Geschütztürme und Bastionen (Neu-Homberg, Landskron, Dorneck, Morimont, Montvoie) oder komplizierte Toranlagen (Farnsburg) errichtet; oder aber man begnügte sich mit der Verstärkung des bestehenden Mauerwerkes und der Abänderung der Schießscharten für den Gebrauch von Feuerwaffen (Rötteln, Ramstein, Franquemont).

Seit dem 14. Jahrhundert nahm die Zahl der bewohnten Burgen ständig ab. Die Gebiete, welche seit dem 14. Jahrhundert an Basel und Solothurn gelangten, wurden vom alten Feudaladel immer mehr verlassen. Von den kleinen Burgen des niederen Adels kamen nur wenige in Privathände (Wildenstein, Binningen, Bottmingen) und dienten reichen Stadtbürgern als Landsitz. Die meisten Festen aber wurden dem Zerfall überlassen, da sie für das städtische Regiment ohne Wert waren. Sie dienten nicht selten als billiger Steinbruch. Die großen Burgen des hohen Adels, an welche die Landesherrlichkeit gebunden war, wurden zu Verwaltungssitzen, zu Landvogteischlössern (Waldenburg, Ramstein, Neu-Homberg, Farnsburg, Tierstein, ferner Dorneck und Münchenstein). Da die städtischen Regierungen im allgemeinen wenig Geld für Bauarbeiten ausgeben wollten, bewahrten diese

Landvogteischlösser viel von ihrem mittelalterlichen Aussehen. Einzig das an einer für Solothurn wichtigen strategischen Stelle gelegene Dorneck wurde im 16. und 17. Jahrhundert zu einer nicht unbedeutenden Festung ausgebaut. Anders verhielt es sich in denjenigen Gebieten, welche der Bischof von Basel vom 16. Jahrhundert an in seinem Besitz behalten konnte. Da im Bistum Basel die mittelalterliche feudale Sozialstruktur weitgehend erhalten blieb, war die bauliche Entwicklung der Burgen bezeichnend für ein frühneuzeitliches Landesfürstentum: Der zahlreiche Adel verließ die alten, unbequemen Burgen und baute sich einen schloßartigen Sitz (Domont, Raimondpierre, Fontenais). Die alten Festen wurden dem Zerfall überlassen (Birseck). Burgen an militärisch wichtiger Lage wurden zu Festungen umgebaut (Montvoie, Morimont). Bisweilen gestaltete man die alten Feudalfesten im Stile der neuen Zeit um, wobei der Wehrcharakter nicht selten beeinträchtigt wurde (Pruntrut, Delsberg, Angenstein, Pfeffingen, Cœuve).

Unter den mittelalterlichen Feudalburgen dürfen wir uns keine Werke architektonischer Vollkommenheit vorstellen, denn ästhetische Gesichtspunkte haben bei ihrer Erbauung keine Rolle gespielt. Zudem wurden die Anlagen meist nur schlecht unterhalten. Wegen der langsam, an Unterbrüchen reichen Bauweise von damals blieben gewisse Teile einer Burg vielleicht Jahrzehntelang als Torso stehen, während andere ältere Gebäude bereits im Zerfall begriffen waren. Auf dem Dornacher Schlachtholzschnitt ist dieser schlechte Zustand der Burgen an den Beispielen von Dorneck und Reichenstein deutlich erkennbar. Die Feste Müntsberg, die gegen Ende des 13. Jahrhunderts gegründet worden war, blieb bis zu ihrer Zerstörung im Erdbeben von Basel 1356 unvollendet. Die Ringmauer des Vorderen Wartenbergs wurde offenbar in mehreren Etappen gebaut, und nachträglich mußte sie erst noch ausgebessert werden.

Der Perfektionismus des 20. Jahrhunderts, der bei manchen modernen Restaurierungen wahre Orgien feierte, ist auf den mittelalterlichen Burgen fehl am Platz.

2. *Die Bedeutung der Burgen*

Eine eingehende Untersuchung über die Bedeutung der Burgen in der Gegend um Basel liegt bis jetzt noch nicht vor. In der Fachliteratur findet sich als stehende Wendung immer wieder die Behauptung, eine Burg hätte einen Weg gesperrt oder einen Geländeabschnitt beherrscht. Derartige Äußerungen gehen auf die Vorstellung zurück, die mittelalterlichen Feudalburgen müßten eine strategische Bedeutung besessen haben. Um die Richtigkeit dieser Ansicht prüfen zu können, haben wir etwas weiter auszuholen.

Wie wir bereits mehrfach gesehen haben, dienten die Burgen einem Adelsgeschlecht als Wohnsitz. Neben den Familienmitgliedern hausten noch ein paar Knechte und Mägde auf der Feste; doch überstieg nur in ganz seltenen Fällen und auf sehr großen Burgen die Zahl der waffenfähigen Insassen das Dutzend. Diese wenigen Leute genügten bei der Verteidigung durchaus und konnten auch einer mehrfachen Übermacht trotzen, vor allem, wenn die Burg an einer auch von Natur gut geschützten Stelle lag. Sobald das kleine Häuflein aber die schützenden Mauern verließ, war es gegen eine größere Anzahl Bewaffneter wehrlos. Die mittelalterlichen Fernwaffen konnten bis auf rund zweihundert Meter eingesetzt werden. Um einen Geländeabschnitt dieser Tiefe von einer Burg aus wirklich beherrschen zu können, hätte es eines gewaltigen Arsenals von Pfeilen und Armbrustbolzen bedurft. Wie wir aber von Ausgrabungen und spätmittelalterlichen Burginventaren wissen, war die Bewaffnung auf den Feudalfesten verhältnismäßig dürftig. Mit dem Pfeil- und Bolzenmaterial mußte sparsam umgegangen werden; die Burgen wurden deshalb zur Hauptsache mit wenig weitreichenden, aber aus kurzer Distanz durchaus wirkungsvollen Steinwürfen verteidigt.

Diese Überlegungen zeigen, daß die mittelalterlichen Burgen wegen ihrer schwachen Besatzung und Bewaffnung eine strategische Aufgabe gar nicht hätten erfüllen können. Ein Burgherr aus unserer Gegend wäre nicht in der Lage gewesen, ein auf der Straße unterhalb seiner Feste vorbeiziehendes feindliches Heer aufzuhalten. Dies zeigte sich beim Guglereinfall von 1375, als diese fremden Kriegerscharen ohne wesentlichen Widerstand an zahlreichen feindlichen Burgen vorbei über den Oberen Hauenstein ins heutige schweizerische Mittelland vorstießen.

In unserer Gegend gab es verschiedene Gebiete mit sehr großer Burgen-dichte. Zahlreiche Festen erhoben sich am Westrand des Gempenplateaus, im Blauengebiet oder am Nordfuß des Hochjuras zwischen Eptingen und Bärschwil. Durch ausgesprochene Burgenarmut zeichnete sich das untere Waldenburgertal oder das Birstal zwischen Grellingen und Liesberg aus. Diese unregelmäßige Verteilung der Feudalfesten über die Landschaft muß um so eher auffallen, als sie sich weder mit militärischen noch mit verkehrs-politischen Erwägungen erklären läßt. Die in der Literatur übliche Vermutung, die meisten Burgen seien von einer Dynastenfamilie gebaut worden, welche eine Ministerialenfamilie darauf angesiedelt habe, kann einer genauen Prüfung der Quellen nicht standhalten. Es läßt sich nämlich zeigen, daß der Burgenbau in unserer Gegend zur Hauptsache vom niederen Adel ausgegangen sein muß, während die Landesherren, der Bischof und die Grafen, ihn eher zu verhindern trachteten. Wegen der Kriegsbereitschaft des mittelalter-

lichen Adels waren die einzelnen Familien beständig von Raub, Mord und Brandstiftung bedroht. Dieser auf das Fehdewesen zurückzuführende Zustand einer dauernden Unsicherheit bewog den Adel zum Bau von befestigten Behausungen. Auf schwer zugänglichen Felsen und hinter starken Mauern konnte man sich einigermaßen sicher fühlen; es brauchte einen geplanten Angriff, vielleicht sogar eine langwierige Belagerung, um ins Innere einer Feste eindringen zu können. Derartige Wehrbauten entstanden auch in den Städten; in Basel besaßen viele Adelsfamilien eine kleine Burg, einen sogenannten Geschlechterturm. Das Bewußtsein, vor Feinden sicher zu sein, das den Adel, der in Burgen hauste, erfüllt haben muß, wuchs nicht selten zu einem Gefühl der Unabhängigkeit gegenüber der gräflichen, landesherrlichen Gewalt aus. So rühmten sich die Herren von Rocourt, nur von Gott und ihrem guten Schwerte abhängig zu sein. Wenn der niedere Adel in Burgen hauste, wo man ihm nicht leicht beikommen konnte, neigte er leicht zu Ungehorsam und Aufständen gegen den Landesherrn. Wir dürfen deshalb annehmen, daß der hohe Adel, die Dynasten, den Burgenbau nach Möglichkeit zu verhindern trachteten; denn eine große Anzahl von Festen war dem Frieden des Landes, für den die Grafen ja bis zu einem gewissen Grade verantwortlich waren, alles andere als dienlich. Bereits im Jahre 864 erließ Karl der Kahle im Edictum Pistense den Befehl, alle Castella et Firmitates (Burgen und festen Plätze), die ohne königliche Erlaubnis gebaut worden seien, zu vernichten, weil sie den Frieden der Gegend gefährdeten. Die Grafen wurden für die Vollstreckung verantwortlich gemacht. Der Kampf des Königiums und des hohen Adels gegen den Burgenbau setzte also schon sehr früh ein; er dauerte sozusagen das ganze Mittelalter hindurch. Manche Dynastenfamilien, wie die Wittelsbacher in Bayern, gingen als Sieger aus dieser Auseinandersetzung hervor; sie konnten dank ihrer bedeutenden Macht den niederen Adel zwingen, vorwiegend in unbefestigten Behausungen zu leben. Auch die Markgrafen von Baden brachten das Burgenwesen auf ihrem Gebiet früh zum weitgehenden Verschwinden. Sehr machtvoll griffen im 13. Jahrhundert die Habsburger im Elsaß durch, vor allem unter Rudolf I. Sie konnten aber keinen dauernden Erfolg verzeichnen. In der Eidgenossenschaft führten die Städte den Kampf der ausgestorbenen Dynastenfamilien gegen die Burgen des niederen Adels weiter. Hier sei etwa auf Bern hingewiesen, das im Laufe des 14. Jahrhunderts zahlreiche Festen fehdelustiger Adliger zerstört hat.

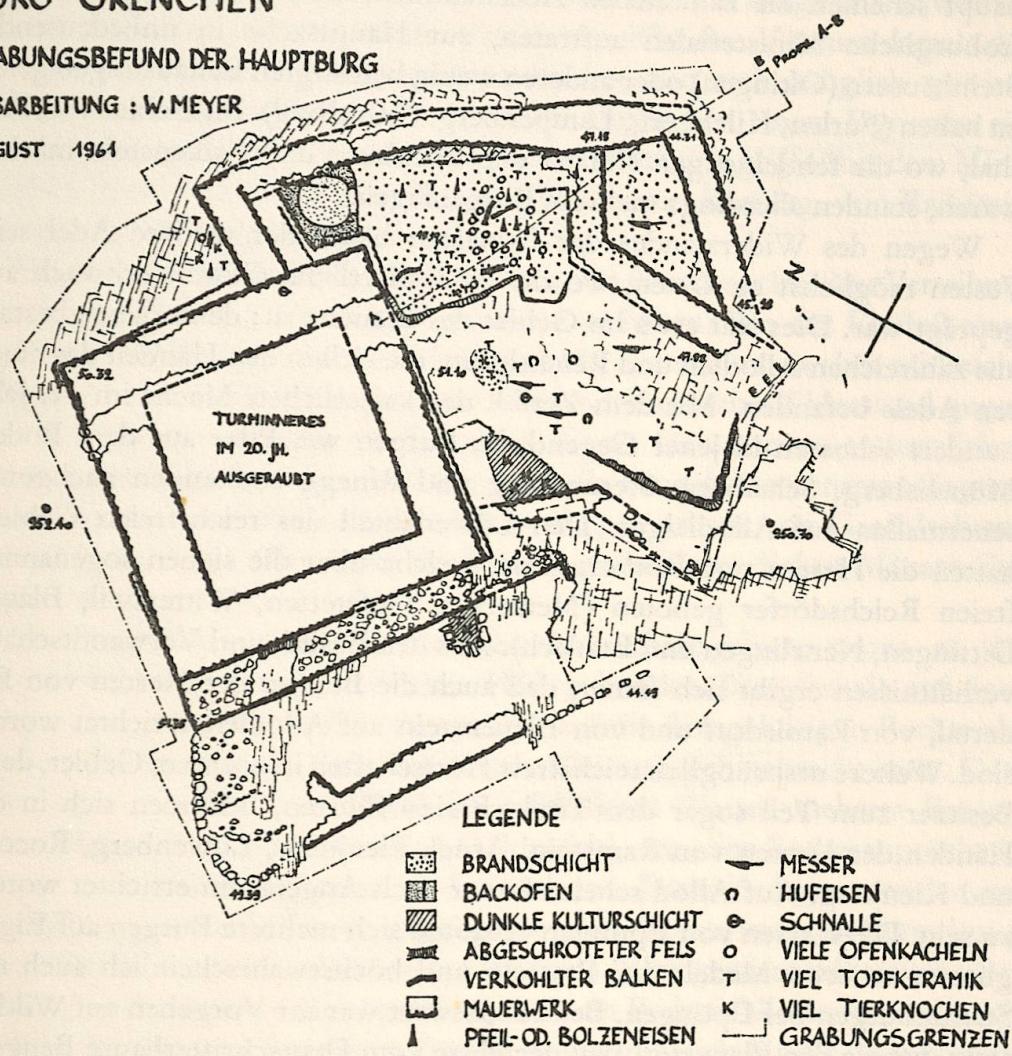
Die landesherrlichen Gewalten in unserer Gegend blieben zu schwach, als daß sie den Burgenbau gänzlich hätten verhindern können. Außerdem war das ganze Gebiet besitzmäßig derart zersplittert, daß der Einfluß des Landesherrn an manchen Orten äußerst gering war. An Ansätzen fehlte es

BURG GRENCHEN

GRABUNGSBEFUND DER HAUPTBURG

AUSARBEITUNG : W. MEYER

AUGUST 1961



freilich nicht. Dem Bischof von Basel gelang es, durch den kaiserlichen Erlaß von 1180 wenigstens den Burgenbau innerhalb der Stadtmauern einzuschränken, so daß der Adel fortan meistens in den nachmals für Basel typischen Höfen wohnen mußte. Die Grafen von Froburg waren bestrebt, die Hauensteinstraßen burgenfrei zu halten; dies gelang ihnen bloß teilweise. Auf der Paßhöhe des Oberen Hauensteins, welche dem froburgischen Kloster Schöntal gehörte, war der Burgenbau gemäß der Stiftungsurkunde verboten; das Waldenburgertal scheint außer einer sehr kleinen Feste bei Ramlinsburg und einer noch nicht völlig gesicherten Anlage bei Onoldswil keine Burgen besessen zu haben; Waldenburg selbst war Sitz der Grafen von Froburg. Auch die Route über den Unteren Hauenstein wies nur die vom Grafenhaus selbst bewohnten Festen Neu-Homberg und Froburg auf; über-

haupt scheinen die zahlreichen Adelsfamilien, welche als ausgesprochene froburgische Ministerialen auftraten, zur Hauptsache in unbedeutenden Steinhäusern (Oltingen) oder anderen wenig befestigten Behausungen gelebt zu haben (Furlen, Kilchberg, Lampenberg, Onoldswil). Im Gebiet von Balsthal, wo die fehdelustigen Herren von Bechburg und Falkenstein mächtig waren, standen allerdings mehrere Burgenanlagen.

Wegen des Widerstandes der Dynasten baute der niedere Adel seine Festen möglichst an Orten, wo die landesherrliche Gewalt schwach ausgeprägt war. Dies traf etwa im Gebiet des Blauens zu; denn dieses bestand aus zahlreichen Allodien und Reichslehen, die sich in den Händen des niederen Adels befanden. Mit dem Zerfall der kaiserlichen Macht im 13. Jahrhundert schossen in jener Gegend die Burgen wie Pilze aus dem Boden; Münchsberg, Schalberg, Sternenberg und Rinegg entstanden nachgewiesenermaßen auf Allodialgut. Den Löwenanteil des reichsfreien Gebietes hatten die Herren von Rotberg inne, welche über die sieben sogenannten freien Reichsdörfer geboten (Metzerlen, Hofstetten, Witterswil, Blauen, Dittingen, Nenzlingen und Brislach). Aus den Besitz- und Verwandtschaftsverhältnissen ergibt sich ferner, daß auch die Burgen der Herren von Biedertal, von Ratolsdorf und von Blauenstein auf Allodien errichtet worden sind. Weitere ursprünglich reichsfreie Herrschaften in unserem Gebiet, deren Besitzer zum Teil sogar den Titel «Freie» führten, befanden sich in den Händen der Herren von Ramstein, Asuel, Pleujouse, Löwenberg, Rocourt und Kienberg. Auf Allod scheint ferner auch Angenstein errichtet worden zu sein. Die Herren von Eptingen erbauten sich mehrere Burgen auf Eigengütern, so etwa Madeln bei Pratteln und höchstwahrscheinlich auch ihre Stammburgen bei Eptingen. Bemerkenswert war ihr Vorgehen auf Wildenstein, wo sie den Platz zum Bau der Feste vom Deutschritterhause Beuggen um einen jährlichen Zins erwarben und so den landesherrlichen Widerstand zu umgehen vermochten.

Begreiflicherweise waren die Inhaber der gräflichen Gewalten nicht gesinnt, dieser Entwicklung tatenlos zuzusehen. Nach und nach brachten sie die Mehrzahl der auf Allodien gegründeten Burgen unter ihre Botmäßigkeit. Es läßt sich im einzelnen selten mehr feststellen, wie dies vor sich gegangen ist; gewiß dürften die Dynasten auch Gewaltaktionen keineswegs gescheut haben. Seit dem 13. Jahrhundert gingen die Allodien immer mehr zurück. Löwenburg kam in die Lehensabhängigkeit des Hauses Pfirt, Münchsberg und Schalberg gelangten an den Bischof. Aufschlußreich ist die Urkunde von 1299, in welcher die Vitztum ihre freie Burg Rinegg den Grafen von Pfirt übergeben und sie von diesen als Lehen zurückempfangen, wobei sich die Grafen das Öffnungsrecht für die damals stehende Feste und

für jede andere vorbehalten, die irgend einmal auf dem Berge erbaut werden könnte. Offenbar vermochten die Grafen von Pfirt den Vitztum damals das Baurecht nicht zu nehmen, sondern sie konnten sich lediglich gewisse Sicherheiten vorbehalten. Denn wenn ein Freier von einem Dynasten ein Lehen empfing, änderte sich in seiner erhöhten Stellung gegenüber dem Ministerialen nichts. Dies läßt sich bei den Herren von Rotberg, von Ramstein und von Löwenberg beobachten.

Damit glauben wir, eine erste Erklärung für die unregelmäßige Verteilung der Burgen über die Landschaft gefunden zu haben: Wo der Einfluß einer Dynastenfamilie stark war, entstanden wenig Festen; wo es aber zahlreiche Allodien oder Reichslehen gab, war der landesherrliche Widerstand gegen den Burgenbau schwach, so daß es in diesen Gebieten zu erstaunlichen Burgenhäufungen kommen konnte; denn die Feudalfesten unserer Gegend waren größtenteils rein refugiale Wehranlagen, erbaut von Geschlechtern des niederen Adels, die wegen des Fehdewesens hinter dicken Mauern Zuflucht suchen mußten.

Die Besitzrechte über die feudalen Herrschaftsgebiete waren an die Burgen oder an die herrschaftlichen Höfe gebunden. Wer deshalb auf einer Burg saß, konnte daraus Besitzansprüche auf die dazugehörigen Rechte ableiten, auch wenn er die Burg auf illegale Weise an sich gebracht hatte. Deshalb ließ der Bischof von Basel im gefährdeten Westen mehrere Burgen bauen (Schloßberg, Châtelvouhay, Goldenfels), um seine Besitzansprüche in diesen umstrittenen Gebieten zu legitimieren. Diese Anlagen wurden ursprünglich nicht als Lehen ausgegeben, sondern kamen unter die Verwaltung eines bischöflichen Kastellans, eines Beamten. Eine gewisse militärische Bedeutung ist ihnen nicht abzusprechen, denn im Bedarfsfalle konnten sie eine größere Anzahl von Truppen aufnehmen; das gilt auch für die vom Bischof gegründeten Städte. Um seine Besitzrechte zu dokumentieren, ließ der Bischof auch in anderen Gebieten, wo seine Herrschaft lange Zeit umstritten war, Burgen bauen, so Fürstenstein am Blauen und Bischofstein oberhalb von Sissach. Noch im 15. Jahrhundert versuchte Solothurn, auf dem Wege der Gewalt, durch die Besetzung gewisser Festen (Münchenstein, Rinegg, Tierstein und Löwenberg) seine Grenzen zu erweitern; dieses Vorgehen war allerdings nur teilweise von Erfolg begleitet.

Seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts wurden manche Burgen, welche an strategisch günstigen Punkten lagen, zu militärischen Festungen ausgebaut. Dies geschah etwa mit Landskron, Dorneck, Montvoie und Mörsberg. Landesherrliche Burgen dienten seit dem ausgehenden Mittelalter den Städten zu Verwaltungszwecken; denn das alte Gemäuer erschien häufig nicht mehr kriegstüchtig. Waldenburg, Farnsburg, Homberg, Neu-Tierstein

oder Neu-Falkenstein wurden zu Landvogteischlössern. Doch wäre es falsch, wollte man von eigentlichen Verwaltungsburgen sprechen, da die Festen diese Bedeutung erst nachträglich erhielten. Die für eine Verwaltung im eigentlichen Sinne des Wortes notwendige Bürokratie lag dem schriftfeindlichen mittelalterlichen Adel völlig fern.

3. Das Leben auf den Burgen

Die seit dem ausgehenden Mittelalter immer mehr zunehmende festliche Prunkentfaltung an Fürsten- und Herrscherhöfen darf nicht zur Annahme verleiten, der Feudalismus des Mittelalters hätte sich der Verschwendungs- sucht ergeben. An den verhältnismäßig seltenen Festen ging es zwar häufig recht hoch zu; der Alltag jedoch verlief ausgesprochen bescheiden. Schriftliche Quellen über das tägliche Leben sind wenige erhalten; die vereinzelten Aufzeichnungen lassen aber erkennen, daß die Lebensbedingungen auf den Burgen von größter Härte waren. Die Ergebnisse verschiedener Ausgrabungen bestätigten dieses geradezu armselige Bild in eindrücklicher Weise.

Mit dem Untergang der antiken Welt in der Merowingerzeit wurde auch die verfeinerte römische Wohnkultur weggefegt und machte einer geradezu prähistorisch anmutenden Lebensweise Platz. Die Gerätschaften waren ausgesprochen einfach, ja primitiv. Als Kochgeschirr fanden rohe, meist grau-gebrannte Töpfe bauchiger Form Verwendung. Sie waren in der Regel kaum verziert. Erst im beginnenden 13. Jahrhundert versuchte man, die rauhe Oberfläche der unglasierten Keramik mit einem Überzug aus feinem Ton- schlick zu glätten. Eine wesentliche Neuerung kam jedoch erst im 14. Jahr- hundert auf, als man lernte, die Tonware zu glasieren. Die unpraktischen, bauchigen Töpfe wurden in jener Zeit zurückgedrängt und machten drei- beinigen, schüsselförmigen Kochgeschirren mit Henkeln Platz, die vom 15. Jahrhundert an typisch wurden. Gefäße, die der Hitze des Feuers nicht ausgesetzt waren, wurden vermutlich größtenteils aus Holz verfertigt, so daß von ihnen keine Spuren übriggeblieben sind. Trinkgeschirr aus Glas kommt bei Ausgrabungen häufig zum Vorschein, doch stammen die Fragmente meist aus der Spätzeit des 14. und 15. Jahrhunderts. Gefäße aus Metall bildeten eine kostbare Seltenheit. Als Hauptbesteck dienten eiserne Messer von rund zwölf Zentimeter Klingelänge. Ihr Griff bestand aus Holz, Bein oder Buntmetall. Für breiartige Speisen dürften hölzerne Löffel, von denen sich nichts erhalten hat, gebraucht worden sein.

Auch das Mobiliar war sehr bescheiden. Die hölzernen Möbel – ihre metallenen, spärlich verzierten Beschläge werden bisweilen bei Ausgrabun-

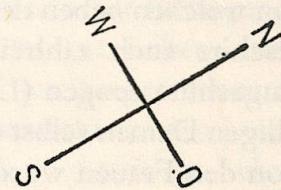
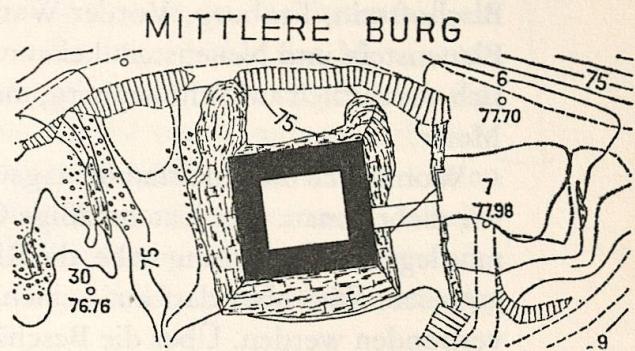
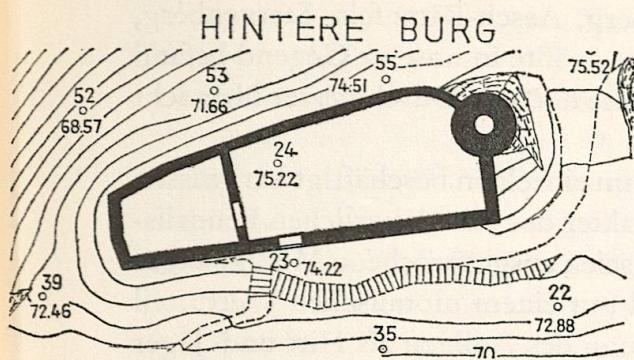
gen gefunden – waren kaum sehr zahlreich. Das kahle, schlicht verputzte Mauerwerk wurde wohl mit Pelzen und Fellen wohnlicher gemacht. Bildteppiche, sogenanntes Heidnischwerk, kamen vermutlich erst in der Spätzeit auf und galten als Luxus. Möglicherweise waren gewisse Räume getäfert.

Den eigentlichen Mittelpunkt der ritterlichen Behausung bildete die Feuerstelle. Der Herd bestand aus einer sogenannten Feuerplatte, einem flachen Stein, auf welchem das Feuer unterhalten wurde. Darüber war ein Rauchfang angebracht, der nicht selten auf schlicht verzierten Konsolen oder Halbsäulen aufruhte. Im Steinhaus von Oltingen ist eine derartige Feuerstelle noch erhalten. Die auf vereinzelten Burgen unserer Gegend erhaltenen Spuren von solchen Kaminen lassen nicht mit Sicherheit erkennen, ob diese Feuerstellen als Herd oder als Heizung gedient haben (Rötteln). Seit dem Ende des 12. Jahrhunderts verdrängte der Kachelofen den offenen Kamin immer mehr. Die Gegend von Basel lag im Mittelalter an der Westgrenze des Kachelofengebietes. Jenseits der Vogesen und im Burgundischen wurde ausschließlich am offenen Kamin geheizt. Die ältesten Funde von Ofenkacheln aus unserer Gegend stammen aus dem 11. Jahrhundert (Basel, Ausgrabung auf dem Storchenareal). Die frühen Ofenkacheln hatten die Form von Bechern; sie wurden mit der Öffnung nach außen in die Lehmwand des Ofens eingebaut, was die Wärmestrahlung wesentlich verstärkte. Ursprünglich waren die Kacheln unglasiert; um die Mitte des 13. Jahrhunderts aber begann in Schlettstadt erstmals ein Töpfer, seine Ofenkacheln zu glasieren. Im 14. Jahrhundert setzte eine erstaunlich rasche Formentwicklung der Ofenkacheln ein. Seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts baute man die Kacheln mit dem Boden nach außen in die Öfen ein. Die Außenseite dieser Böden begann man sehr bald mit Reliefmustern zu verzieren. Bereits um die Mitte des 14. Jahrhunderts gab man dem Kachelboden rechteckige Gestalt, womit die heute noch gebräuchliche Form der Ofenkacheln geschaffen war. Die Verzierungen waren anfänglich sehr einfach und schlicht, wurden aber mit der Zeit immer reicher und kunstvoller. Als eigentliche Blütezeit der Hafnerei in der Gegend um Basel kann das 15. Jahrhundert bezeichnet werden; damals entstanden in den zum Teil archäologisch erforschten Hafnereien Basels eigentliche Meisterwerke spätmittelalterlicher Kleinplastik. Die Feudalherren übernahmen in der Regel für ihre Öfen die Kacheln mit den gebräuchlichen Darstellungen von Rosetten oder Fabelwesen. Auf Bischofstein wurden Kacheln mit dem Relief von reitenden Rittern gefunden. Finanzkräftige Familien konnten es sich leisten, auf den Kacheln ihrer Öfen das Familienwappen abilden zu lassen (Rötteln). Als besonderes Unikum hat das Vorhandensein von Kacheln mit dem Baselstab auf der Löwenburg zu gelten. Auf Sternenberg wurden die Überreste eines ganzen

Ofens aus den letzten Jahren des 14. Jahrhunderts gefunden. Die Öfen konnten auf den Burgen bisweilen von beträchtlicher Größe sein; ihr kunstvoller Bau, ihre Ausschmückung mit Reliefdarstellungen machten sie zusammen mit ihrer Funktion im Winter zum Zentrum der ritterlichen Behausung. Wie es um ihre Heizkraft bestellt war, ist freilich eine zweite Frage. An Brennholz war zwar kein Mangel, aber mit dem Zug dürfte es vermutlich gehapert haben; denn Schornsteine kamen erst in der Spätzeit auf. Vorher mußte der Rauch durch eine schräge Öffnung in der Mauer entweichen.

Besonders primitiv war nach unseren heutigen Maßstäben die Beleuchtung. Entweder verwendete man Kienspäne, welche an eisernen Haltern befestigt wurden, oder Talglampen, das heißt flache Schälchen, in welchen ein Docht, in Talg geknetet, trübe flackerte. Wachskerzen blieben weitgehend dem Gottesdienst vorbehalten. Da die Fenster meist sehr klein waren, fiel auch am hellen Tage nur sehr wenig Licht ins Innere der Burgen. Doch wirkte sich das nicht so schlimm aus, wie es heute unweigerlich der Fall sein müßte. Schreiben konnten ja die wenigsten Burgbewohner. Feine Frauenarbeiten wurden auf den Sitzen in den Fensternischen erledigt, wo viel Licht vorhanden war. Derartige Sitze in den Fenstern sind noch auf Pfeffingen, Tierstein, Mittel-Wartenberg, Neu-Schauenburg, Neu-Homberg und Angenstein erhalten. Auch ist anzunehmen, daß der Tageslauf viel mehr dem Sonnenstand angepaßt wurde als heutzutage. Die Fenster waren mit Pergament bespannt, welches einigermaßen lichtdurchlässig war. Fensterglas, das heißt Butzenscheibenverglasung, kam offenbar erst im 14. Jahrhundert auf (Löwenburg), bisweilen in Verbindung mit bescheidenen Glasmalereien (Bischofstein).

Die Trinkwasserversorgung stellte die Bewohner von Höhenburgen immer vor ernste Probleme. Sodbrunnen, das heißt Schächte, welche auf Grundwasseradern hinunterreichten, gab es im Mittelalter auf unseren Juraburgen nicht. Meistens sprudelte irgendwo in der Umgebung der Feste ein kleiner Quell hervor, an welchem der tägliche Wasserbedarf geholt werden mußte. Die erst aus der Neuzeit stammenden hölzernen Wasserleitungen (Waldenburg, Dorneck) können bereits zur Feudalzeit bestanden haben; doch waren sie leicht verletzlich und konnten mit Kot oder verendeten Tieren ohne Schwierigkeit verseucht und unbrauchbar gemacht werden. Für Kriegszeiten brauchte es einen Wasservorrat im Innern der Burgenanlage; die meisten Festen besaßen daher, wenn es die Platzverhältnisse irgendwie gestatteten, eine Zisterne, welche das Regenwasser der Dächer sammelte. Diese Behälter waren sehr kunstvoll gebaut, verfügten sie doch über eine Filtrieranlage aus Sand, Kies und Schotter, so daß sie ein wenn auch nicht bakterienfreies, so doch klares Wasser lieferten. Derartige Zisternen sind von

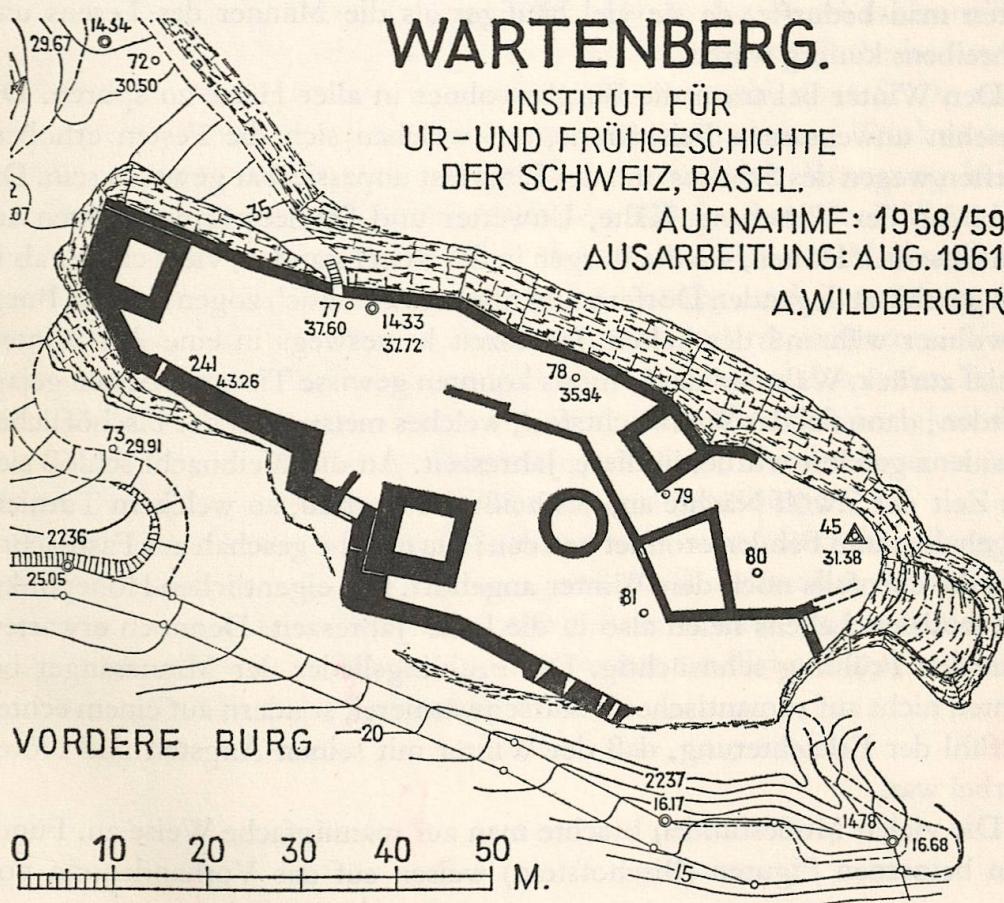


WARTENBERG.

INSTITUT FÜR
UR-UND FRÜHGESCHICHTE
DER SCHWEIZ, BASEL.

AUFGNAHME: 1958/59.
AUSARBEITUNG: AUG. 1961.

A.WILDBERGER



Bischofstein, Frobburg, Vorder-Wartenberg, Aesch-Bärenfels, Sternenberg, Blauenstein und Neuenstein bekannt. Die größte in unserer Gegend befand sich vermutlich auf Schönenberg, maß diese doch im Durchmesser über acht Meter.

Womit sich die Adelsfamilie tagsüber im einzelnen beschäftigt hat, wissen wir nicht genau. Der hirtenmäßige Charakter des mittelalterlichen Feudalismus legt die Vermutung nahe, die Ritter seien ausgesprochene Müßiggänger gewesen. Dies aber darf auf keinen Fall mit einem moralischen Werturteil verbunden werden. Über die Beschäftigung des Adligen als Hirt und Jäger haben wir oben bereits gehandelt, so daß wir hier nicht näher darauf einzugehen brauchen. Von Zeit zu Zeit hatte er Gerichtstage abzuhalten; diese machten den wesentlichen Teil seiner Regierungstätigkeit aus. Den weiblichen Bewohnern der Burg lagen die verschiedensten Frauenarbeiten ob, von welchen neben dem vielen bei Ausgrabungen zutage geförderten Kochgeschirr auch zahlreiche Spinnwirtel, Nadeln und kunstvoll getriebene Fingerhüte zeugen (Löwenburg). Nicht nur die Mägde, sondern auch die adligen Damen selbst scheinen bei diesen Arbeiten Hand angelegt zu haben. Von den Frauen wurden meist auch die wenigen Schriftstücke angefertigt, deren man bedurfte, da sie viel häufiger als die Männer des Lesens und Schreibens kundig waren.

Den Winter bekamen die Burgbewohner in aller Härte zu spüren. Die ohnehin unwegsamen Felskämme, auf welchen sich die Festen erhoben, dürften wegen des Schnees und des Eises fast unpassierbar gewesen sein. Die Unbilden der Witterung, Kälte, Unwetter und Schneestürme wirkten auf den einsamen Höhen, wo die Burgen in der Regel standen, viel heftiger als in den geschützt liegenden Dörfern und Städten. Dennoch zogen sich die Burgbewohner während der kalten Jahreszeit keineswegs in eine Art Winterschlaf zurück. Während des Winters konnten gewisse Tiere am besten gejagt werden; dann fiel das Weihnachtsfest, welches meistens in der bischöflichen Residenz gefeiert wurde, in diese Jahreszeit. An die Weihnacht schloß sich die Zeit der Zwölf Nächte an, das heißt der Termin, an welchem Turniere abgehalten und Fehden eröffnet wurden; das gleiche geschah zur Fastnachtszeit, die ebenfalls noch dem Winter angehört. Die eigentlichen Höhepunkte des feudalen Lebens fielen also in die kalte Jahreszeit. Dennoch erwartete man den Frühling sehnstüchtig. Die Frühlingslieder der Minnesänger beruhten nicht auf romantischer Naturschwärmerie, sondern auf einem echten Gefühl der Erleichterung, daß der Winter mit seinen Ängsten und Nöten vorbei war.

Die vielen Mußestunden brachte man auf mannigfache Weise zu. Funde von beinernen Figuren (Bischofstein) weisen auf das Vorhandensein von

Brettspielen hin. Ein beliebtes Musikinstrument war die Maultrommel, ein primitives Saiteninstrument, bei welchem die Mundhöhle des Musikanten als Resonanzraum diente. Schließlich dürften auch viele Sagen und Geschichten erzählt worden sein, und zwar sowohl von Familienmitgliedern als auch von fahrenden Sängern, an welchen es im Hochmittelalter keinen Mangel gab. Schwänke und geistliche Erzählungen waren besonders beliebt. In der Basler Gegend kannte man auch antike Stoffe, während die deutsche Heldenage eher nördlich von Basel, im ehemaligen Machtbereich der Herzöge von Zähringen, verbreitet war.

Gesamthaft gesehen muß für unsere heutigen Begriffe das Leben auf den Burgen äußerst hart und entbehrungsreich gewesen sein. Obwohl der Bauplatz voll ausgenützt war, herrschte eine bedrückende, verwinkelte Enge. Alles starre vor Schmutz, vor allem wegen der auf engem Raum zusammen gedrängt lebenden Haustiere. Das felsige Gelände erschwerte jede Bewegung; man mußte sich dauernd über Rampen, Treppen oder gar Leitern fortbewegen. Von den hygienischen Verhältnissen, die auf den Burgen katastrophal gewesen sein dürften, schweigen wir lieber mit Rücksicht auf den Leser. War schon der Alltag in einer Burg nicht sehr erfreulich, so wurde das Leben bei einer Belagerung geradezu grauenhaft. Die in der Regel zahlenmäßig überlegenen Angreifer ließen die Insassen der Feste nie zur Ruhe kommen; die Zeit arbeitete für sie. Die Verteidiger konnten wohl einen Sturm nach dem andern abwehren; wenn jedoch die Lebensmittel- und Trinkwasservorräte erschöpft waren, gab es auch für die tapferste Besatzung keine Rettung mehr. Aber die Gewißheit, nach dem Fall der Burg der Willkür des Siegers preisgegeben zu sein, die sich in den meisten Fällen in Mißhandlung und Beseitigung der Besatzung und in Plünderung und Zerstörung der Burg äußerte, ließ die meisten Verteidiger bis zuletzt ausharren. Viele Burgen wurden zwar nach längerer Belagerung erobert und zerstört, Ramstein, Kienberg, Blochmont, Istein; oft aber wurde die Hartnäckigkeit der Verteidiger belohnt, indem die Belagerung erfolglos abgebrochen wurde, wie bei Fürstenstein, Blauenstein, Pfeffingen und Farnsburg.

Dieses etwas düstere Bild des Lebens auf einer mittelalterlichen Burg ist freilich von unserer heutigen Zeit aus gesehen. Der damalige Adlige war nichts anderes gewohnt; für ihn bedeuteten harte Winter, primitive Behausungen und gefährliche Belagerungen selbstverständliche Gegebenheiten, mit denen man sich einfach abzufinden hatte.

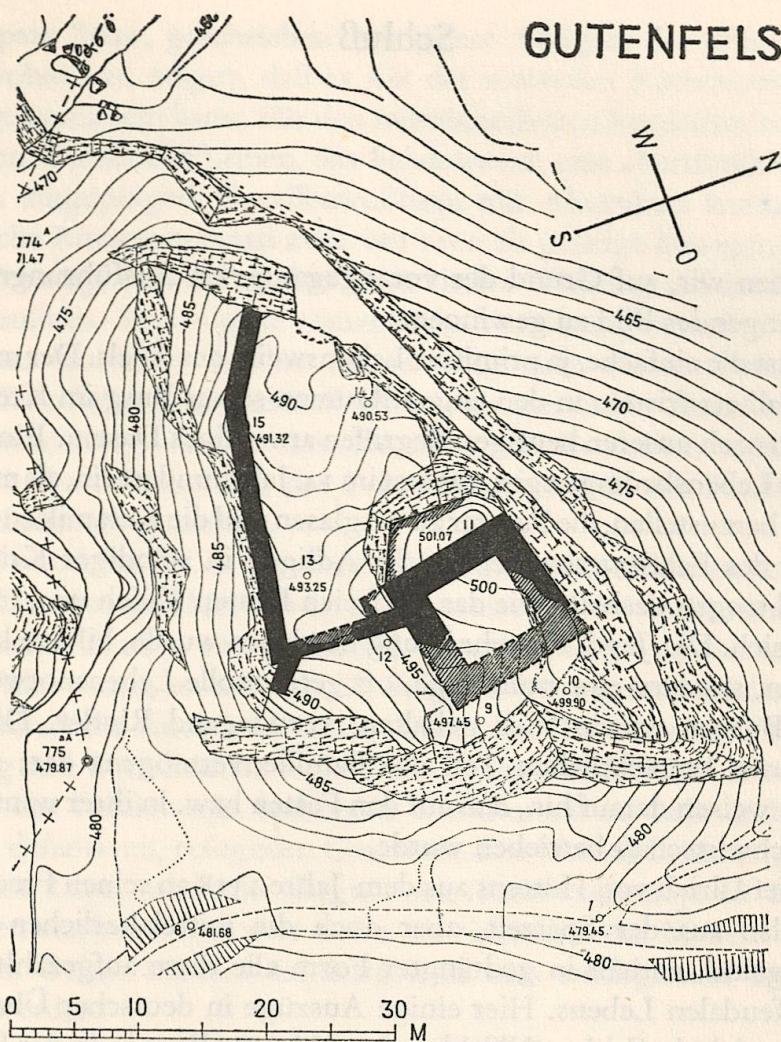
4. Bemerkungen zu den Burgnamen

Die mittelalterlichen Feudalburgen trugen in unserer Gegend – soweit uns bekannt ist – einen bestimmten Namen. Bei früh zerfallenen Festen ist er allerdings nicht mehr immer bekannt. Der Name, der an solchen Burgstellen haften blieb, stellt in der Regel die volkstümliche Bezeichnung für eine Ruine oder verlassene Burg dar und ist sicher erst nachträglich entstanden. Dies trifft beispielsweise bei Ödenburg, Altenberg, Burghalden und Bürg bei Nuglar zu. Manche Festen haben heute überhaupt keinen Namen mehr, vor allem dann, wenn sie bis auf wenige Reste verschwunden sind (Erdburg bei Breitenbach, Burgen auf dem Bännlifels). Der Name der Ruine Scheideck ist leicht zu erklären, liegt diese Anlage doch an einer Stelle, wo drei Gemeindegrenzen zusammenstoßen. Was sich hinter den Namen Hülzistein und Tschäpperli verbirgt, ist völlig unklar.

Über die Burgnamen ist bereits oben berichtet worden, daß sie nicht selten nach der Gründerfamilie lauteten (Münchenstein, Münchsberg, Schalberg) oder häufig den Namen der zur Herrschaft gehörigen Siedlung trugen (Binningen, Bottmingen, Büren, Vendlincourt, Zwingen, Eptingen). Nicht selten bekam eine Burg den Namen nach einem charakteristischen Merkmal der Gegend. Angenstein wurde in einer Talenge erbaut, Homberg auf einem hohen Berg. Die Farnsburg wurde vermutlich nach den in der dortigen Gegend häufigen Farnkräutern genannt; Rotberg scheint in einer Rodung erbaut worden zu sein; jedenfalls lassen sich keine Beziehungen der Familie zur roten Farbe – etwa im Wappen – nachweisen. Blauenstein wurde nach dem Berg in der Gegend genannt, Birseck nach dem Namen des Flusses in der Nähe. Die Namen Schauenburg, Wartburg, Wartenfels, Wartenberg deuteten auf die weite Rundsicht hin, die man von diesen Burgen aus besaß. Ausgesprochen rühmenden Sinn haben die Burgnamen Schönenberg und Landskron.

Namen, die mit dem Worte froh, fröhlich oder einem Synonym gebildet wurden, waren in ganz Europa anzutreffen; vermutlich handelte es sich um einen Euphemismus, denn das Leben auf den Burgen war ja alles andere als ausgesprochen fröhlich. In unserer Gegend gab es die Burg Froberg/Montjoie in der Nähe der Ajoie und die nicht genau lokalisierte Feste Froberg bei Aesch. Ferner existierte im Sundgau eine Edelfamilie, die sich nach einer Burg Wunnenberg nannte. Der andernorts häufige Bururname Freudenberg ist in unserer Gegend nicht belegt, dagegen ist es sehr wahrscheinlich, daß auch der Name der Froburg, des gräflichen Stammhauses, fröhliche Burg bedeutete; denn die zahlreichen Parallelen legen diese Erklärung nahe; die Deutung von Froburg als Herrenburg würde zwar einem Revolutionär des

GUTENFELS



INSTITUT FÜR
UR-UND FRÜHGESCHICHTE
DER SCHWEIZ, BASEL
AUSFÜHRUNG: MAI/JUNI 1961. A WILDBERGER.

19. Jahrhunderts trefflich ins Konzept passen, ist aber aus sprachgeschichtlichen Gründen und wegen des Fehlens von Parallelen eher abzulehnen. In den Burgnamen Wildenstein, Gutenfels, Wildeptingen sollte die Uneinnehmbarkeit der Burgen ausgedrückt werden. Vielleicht lag diesen Namen die magische Vorstellung zugrunde, daß die Burg durch eine solche Benennung wirklich fest, das heißt uneinnehmbar gemacht würde.

Schluß

Versuchen wir, auf Grund der vorangegangenen Ausführungen ein zusammenhängendes Bild zu gewinnen.

Zunächst die einfache, ja primitive Lebensweise des Adels. Der mittelalterliche Feudalherr fristete in den engen Räumen seiner Burg im Kreise seiner Familie ein nach unseren heutigen Begriffen armseliges Dasein. Eine Verbesserung der Lebensbedingungen trat erst im 14. Jahrhundert ein, als man lernte, gute Öfen herzustellen, die Fenster zu verglasen und die Keramik zu glasieren.

Wegen des Fehdewesens lebten die Adligen in ständiger Kriegsbereitschaft und trugen deshalb, wie das bei freien Leuten üblich war, immer eine Waffe bei sich. Die Jagd, die sehr häufig betrieben wurde, bildete kein reines Vergnügen, sondern eine mühselige, oft gefahrvolle Lebensnotwendigkeit. Auf den Burgen wurde Vieh gehalten, vorwiegend Rinder. Diese Tiere stellten einen beträchtlichen Teil des Familienvermögens dar; zahlreiche Zeugnisse weisen darauf hin, daß auf den Festen bzw. in ihrer unmittelbaren Nähe Milchwirtschaft betrieben wurde.

Ein Brief Ulrich von Huttens aus dem Jahre 1518 an seinen Freund Pirckheimer, also aus der Spätzeit, aber doch die mittelalterlichen Zustände widerspiegelnd, enthält in gedrängter Form alle diese aufgezählten Merkmale des feudalen Lebens. Hier einige Auszüge in deutscher Übersetzung:

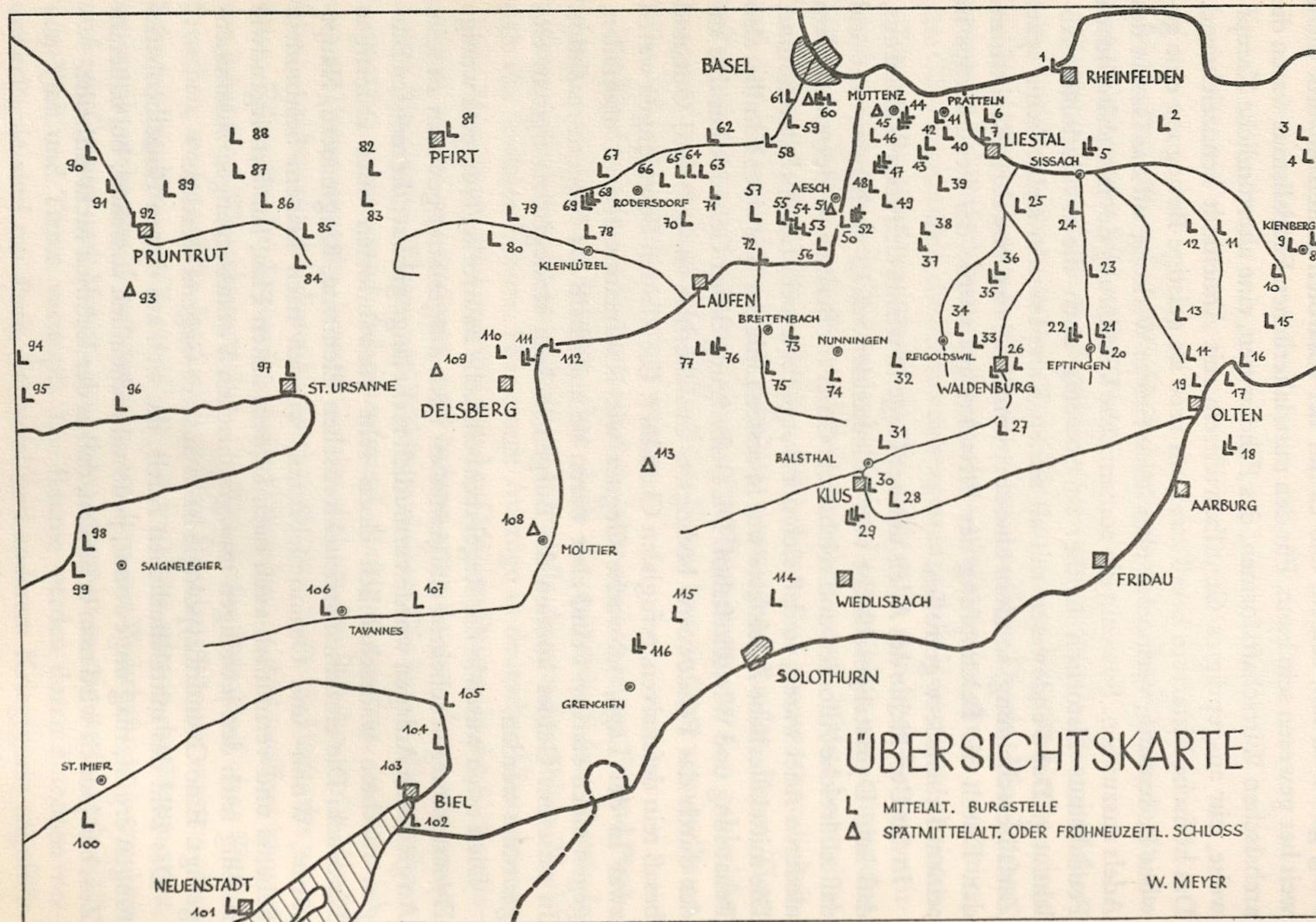
«... Man lebt in Feld und Wald und auf kleinen Burgen in der Höhe; diejenigen, welche uns ernähren, sind äußerst arme Bauern, denen wir unsere Äcker, Weinberge, Wiesen und Wälder verleihen. Die Steuer, die von ihnen kommt, ist, gemessen am Arbeitsaufwand, dürftig und gering. ... Wenn ich von zu Hause weggehe, besteht Gefahr, daß ich den Feinden in die Hände falle ... und wenn mich dieses Unglück trifft, kann leicht die Hälfte des väterlichen Erbes für den Loskauf verbraucht werden. ... Unbewaffnet können wir keine zwei Wegschritte gehen. ... Wir dürfen kein Dorf ohne Waffen besuchen, weder auf die Jagd noch auf den Fischfang können wir uns ohne Schwert begeben. ... Ob eine Burg auf der Höhe oder in der Ebene steht, sie wurde nicht zur Verschönerung, sondern zur Wehrhaftigkeit errichtet und mit Gräben und Mauern umgeben; innen ist es eng und durch Ställe von Vieh und Tieren verstopft. Die Räume werden durch Kanonen verdunkelt; sie sind mit Pech, Schwefel und anderem Kriegsgerät angefüllt. Überall Gestank nach Schießpulver, nach Hunden und Hundekot. ...»

Diese paar Sätze, geschrieben von einem Adligen, der selbst auf einer Burg gewohnt hat, zeigen, daß es mit der rosaroten Ritterromantik nicht weit her gewesen sein kann. Für den mittelalterlichen Feudalismus waren die archaischen Wirtschaftsformen, das Fehdewesen, eine altertümliche Kampfweise, ein ausgeprägtes Gentilbewußtsein mit Ahnenkult kennzeichnend. Das höfische Rittertum besaß zwar um 1200 als geistige Bewegung eine gewisse Bedeutung, vermochte aber keine tiefere Wirkung auf das Dasein des Adels auszuüben. Sowenig die romantische Verklärung des mittelalterlichen Feudalismus historisch haltbar ist, sowenig auch die revolutionäre Abneigung. Das Fehdewesen mit all seinen Kampfmitteln stellte keine späte Zerfallserscheinung, sondern eine alte, vom Adel treu bewahrte Rechtsform dar. Durch die Bekämpfung des Privatkrieges wurde der Feudalismus in seinem Lebensnerv getroffen.

In der Geschichte des Adels unserer Gegend wirkte sich entscheidend aus, daß kein Dynastengeschlecht von bedeutender Stärke vorhanden war und daß zahlreiche Allodien und reichsfreie Güter im Besitz von Herren aus dem niederen Adel waren, so daß sich der Burgenbau recht frei entfalten konnte. Die mittelalterliche Adelsfeste war in erster Linie der Sitz einer Familie, also Behausung und Wirtschaftshof. Die Befestigung dieser Gebäude beruhte auf der durch das Fehdewesen bedingten Unsicherheit an Leib und Gut und besaß rein defensiven, refugialen Charakter. Die kleinen Besatzungen waren zwar in der Lage, schwache Gegner wie Kaufmannszüge zu überfallen, gegen einen starken Feind aber waren sie außerhalb der Mauern machtlos. In unserem Gebiet können die Burgen in kein strategisches System eingruppiert werden.

Die Festen waren in der Regel recht einfache Bauwerke. Nur ganz wenige Dynastenburgen scheinen einigermaßen reich ausgestattet gewesen zu sein. An größeren Anlagen wurde vermutlich recht lange gebaut; die meisten Burgen machten wahrscheinlich einen sehr verwahrlosten oder unfertigen Eindruck. Die einzelnen architektonischen Elemente, Ringmauern, Haupttürme, Wohn- und Ökonomiebauten, wurden nach keinem bestimmten Schema und vermutlich auch nach keinem festen Plan, sondern irgendwie zufällig nach den jeweiligen topographischen Voraussetzungen zusammengefügt. Eine Grundrißtypologie ist in unserer Gegend wertlos.

Das Bild des mittelalterlichen Adels, das sich aus diesen Einzelbeobachtungen ergibt, mag ungewohnt, ja unwahrscheinlich aussehen; bei näherem Zusehen jedoch wird man erkennen, daß es der Echtheit nicht entbehrt.



Die nebenstehende Karte erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Sie enthält lediglich die in der vorliegenden Arbeit erwähnten Burgstellen nebst einigen weiteren Anlagen, welche das Gesamtbild abrunden. Die Karte dient in erster Linie dazu, dem Leser das Auffinden der Burgstellen auf der Landkarte zu erleichtern. Unsichere Burgstellen wurden nicht eingezeichnet.

Altenberg 6	Fürstenstein 57	Pruntrut 92
Angenstein 50	Gilgenberg 74	Raimondpierre 113
Aesch-Bärenfels 52	Goldenfels 95	Ramlinsburg 25
Asuel-Hasenburg 84	Grenchen 116	Ramstein 32
Balm 114	Gundeldingen 60	Reichenstein/Birseck 47
Bännlifelsburgen 76	Gutenfels 35	Reifenstein 34
Bärenfels-Aesch 52	Hagberg 19	Rheinfelden, Stein zu 1
Bechburg, Alt- 27	Hasenburg/Asuel 84	Rinegg 65
Bechburg, Neu- 28	Heidegg 9	Rocourt 94
Benken 62	Hilsenstein 49	Rondchâtel 104
Béridiai 110	Homberg, Alt- 4	Rotberg 70
Beurnevésin 88	Homberg, Neu- 13	St-Ursanne 97
Biedertal-Burg 68	Kienberg 8	Schalberg 54
Biel 103	Kienberg in der Ey 17	Schauburg 115
Binningen 61	Klus/Alt-Falkenstein 30	Schauenburg, Alt- 43
Birseck/Reichenstein 47	Landskron, Alt- 63	Schauenburg, Neu- 42
Bischofstein 5	Landskron 64	Scheideck 12
Blarerenschloß 51	Leuhusen 67	Schloßberg 101
Blauenstein 78	Liebenstein 82	Schönenberg 69
Blochmont 79	Löwenburg oder -berg 80	Soyhières 112
Bottmingen 59	Madeln 40	Spiegelberg 99
Büren 37	Malleray 107	Sternenberg 71
Burg-Biedertal 68	Miécourt 86	Sternenfels 38
Bürg bei Nuglar 39	Milandre 90	Stein zu Rheinfelden 1
Burghalden 7	Montvoie 96	Tavannes/Pierre-Pertuis 106
Châtelvouhay 91	Moosgräben, Erdburg 73	Therwil 58
Châtillon-Péry 105	Mörsberg/Morimont 83	Tierstein, Alt- 3
Cœuve 89	Moutier 108	Tierstein, Neu- 75
Diegten 23	Münchenstein 46	Titterten 33
Domont 109	Münchsberg 53	Tschäpperli 55
Dorneck 48	Neuenstein 77	Ursanne, St-97
Eptingen, Alt-Wild- 20	Nidau 102	Vendlincourt 87
Eptingen, Neu-Wild- 21	Nuglar-Bürg 39	Vorburg 111
Eptingen, Ruch- 22	Ödenburg 11	Waldeck 66
Erlinsburgen 29	Oltingen 10	Waldenburg 26
Erguel 100	Péry-Châtillon 105	Wartburg/Säli 18
Falkenstein, Alt- 30	Pfeffingen 56	Wartenberge 44
Falkenstein, Neu- 31	Pfirt 81	Wartenfels 15
Farnsburg 2	Pierre-Pertuis/Tavannes 106	Wildenstein 36
Fontenais 93	Pleujouse 85	Winznau 7
Franquemont 98	Pratteln 41	Zunzgen 24
Frobburg 14		Zwingen 72
Fröscheneck 45		

Literaturverzeichnis

1. Handschriftliche Quellen

- Basel, Staatsarchiv: Ratsbücher A, Missiven A (15. und 16. Jahrhundert), Politisches Archiv B, D, J 5, Klöster L 1, Bistum Basel A, Adelsarchiv, Bischöfliches Archiv, Klöster insgemein.
- Basel, Universitätsbibliothek: B. Walch, *Miscellanea Luciscellensia*, 1749. B. Walch, *Apophasis Luciscellensis*, 1759.
- Bern, Staatsarchiv: Bischöfliches Archiv, *Temporalia*.
- Colmar, Archives Départementales: Série E, Adelsarchiv.
- Liestal, Staatsarchiv: Urkundensammlung.
- Mulhouse, Stadtarchiv: Urkundensammlung.
- Solothurn, Staatsarchiv: Urkundensammlung.

2. Gedruckte Quellen

- Basler Chroniken, herausgegeben von der Histor. Ges. in Basel. Band 1-8, 1872-1945.
- Urkundenbuch der Landschaft Basel, herausgegeben von H. Boos, 1881ff.
- Solothurnisches Urkundenbuch, Band 1, herausgegeben von A. Kocher, 1952.
- Der Stadthaushalt Basels im Mittelalter, herausgegeben von B. Harms, 1909.
- Mossmann X., *Cartulaire de Mulhouse*, 1883.
- Urkundenbuch der Stadt Basel, herausgegeben von R. Wackernagel und R. Thommen, 1890ff.
- Trouillat J., *Monuments de l'histoire de l'ancien évêché de Bâle*, 1852ff.
- Fontes rerum Bernensium, 1883ff.
- Herrgott M., *Genealogia diplomatica augustae gentis Habsburgicae*, 1737.
- Stehlin Karl, Ein spanischer Bericht über ein Turnier in Schaffhausen. Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 14, p. 145 ff.
- Rüxner Georg, *Thurnier Buch*, 1566.
- Du Cange, *Glossarium mediae et infimae latinitatis, cum supplementis et additamentis*, 1840ff.
- Annales Colmarienses, herausgegeben von Gérard und Liblin, 1854.
- Schöpflin Daniel, *Alsatia diplomatica*, 1751/61.
- Schöpflin Daniel, *Alsatia illustrata*, 1772/75.

3. Lexika, Darstellungen, Spezialliteratur

- Amiet Bruno, *Solothurnische Geschichte*, Band 1, 1952.
- Brunner Otto, *Land und Herrschaft*, 1944.
- Die Burgen und Schlösser der Schweiz, herausgegeben unter Mitwirkung des Schweiz. Burgenvereins:

- Amiet Bruno, Die Burgen und Schlösser des Kantons Solothurn, 1930.
- Aeschbacher P., Die Burgen und Schlösser des Kantons Bern, Jura und Seeland, 1934.
- Bösch R., Die Burgen und Schlösser des Kantons Aargau, 1949.
- Roth Carl, Die Burgen und Schlösser der Kantone Basel-Stadt und Basel-Landschaft, 1932.
- Burckhardt Paul, Geschichte der Stadt Basel, 1942.
- Erb Hans, Burgenliteratur und Burgenforschung, Schweiz. Z. f. Geschichte 8, 1958, p. 483 ff. (Ausführliche Bibliographie, enthält alle hier nicht aufgeführten Aufsätze und kleineren Arbeiten.)
- Ernst Viktor, Die Entstehung des niederen Adels, 1916.
- Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz, 1921–1934.
- Horand Jakob, Die Ausgrabungen der mittelalterlichen Burgruine Bischofstein bei Sissach, 1942.
- Höfler Otto, Cangrande von Verona und das Hundsymbol der Langobarden. In: Brauch und Sinnbild, Festgabe für E. Fehrle, 1940.
- Merz Walther, Burgen des Sisgaus, 1909 ff.
- Merz Walther, Schloß Zwingen im Birstal, 1923.
- Mitteis Heinrich, Der Staat des hohen Mittelalters, 4. Aufl., 1953.
- Roth Carl, Die Auflösung der thiersteinischen Herrschaften, Diss. Basel, 1906.
- Schmidlin, Geschichte von Dorf und Bann Blotzheim, 1906.
- Schuchhardt C., Die Burg im Wandel der Weltgeschichte, 1931.
- Wackernagel Hans-Georg, Altes Volkstum der Schweiz, 1956.
- Wackernagel Hans-Georg, Einige Hinweise auf die ursprüngliche Bedeutung des Buntschuhs. Schweiz. Arch. für Volkskunde 54 (1958), p. 150 ff.
- Wackernagel Hans-Georg, Bemerkungen zur älteren Schweizer Geschichte in volkskundlicher Sicht. Beiträge zur Volkskunde, der Universität Basel zur Feier ihres 500jähr. Bestehens dargebracht von der Schweiz. Gesellschaft f. Volkskunde, 1960.
- Wackernagel Rudolf, Geschichte der Stadt Basel.
- Wurstisen Chr., Basler Chronik, 1580.

Erläuterungen zu den Abbildungen

Abbildung 1

Reiterschwert

Reiterschwert aus Eisen; Länge: 92,5 cm. Griff mit Messingeinlagen. Anfang 14. Jahrhundert. Fundort: Schlachtfeld St. Jakob. Der Fund dieses Schwertes zeigt deutlich, daß im Mittelalter wichtige Waffenstücke sehr lange gebraucht wurden – Hist. Museum, Basel. Aufnahme Schweiz. Landesmuseum.

Abbildung 2

Tischgrab Rudolfs III. von Tierstein

Tischgrab Rudolfs III. von Tierstein, gest. 1318. Das Grab ist im Basler Münster aufgestellt und zeigt einen Ritter in Rüstung. Er ist mit einem den ganzen Körper bedekkenden Kettenpanzer bekleidet; die herabhängenden Ärmelenden sind als Handschuhe gearbeitet. An den Füßen sind die Sporen befestigt. Auf der linken Seite liegt der Schild mit dem tiersteinischen Familienwappen, auf der rechten das Schwert. Das Haupt ruht auf einem Topfhelm auf, welcher einen großen Aufbau in Form eines Hutes mit einer ballartigen Kugel trägt. Der Kettenpanzer wird größtenteils durch einen langen, hemdartigen Überwurf verdeckt – Phot. Aufnahme Staatsarchiv, Basel.

Abbildung 3

Sporn mit Rad

Sporn mit Rad aus Eisen. Anfang 15. Jahrhundert. Durchmesser des Rades: 7,5 cm. Gefunden auf dem Schlachtfeld von St. Jakob – Hist. Museum, Basel.

Abbildung 4

Turnierkrönlein aus Eisen

Zwei Turnierkrönlein aus Eisen (Spitzen von Turnierlanzen). Länge: 8 und 9,5 cm. Vor 1356. Gefunden auf der Burg Waldeck – Hist. Museum, Basel.

Abbildung 5

Topfhelm

Topfhelm aus Eisen, Ansicht von vorne. Man beachte die schmalen Sehschlitz. Der Helm, gefunden auf Madeln, trug einst eine gewaltige, aus vergänglichem Material angefertigte Helmzier. Um 1300 – Mit Bewilligung der Altertümernkommission des Kantons Baselland.

Abbildung 6

Abbildung eines Tjostes

Abbildung eines Tjostes. Der kahlköpfige Ritter links hat den Helm und seine Perücke verloren. Die Schild- und Helmformen zeigen bereits spätmittelalterliches Gepräge; sehr altertümlich hingegen wirkt die in langen Streifen auslaufende, über der Rüstung

getragene Kleidung, welche den Turnierenden ein vogelartiges Aussehen gibt – Miniatur aus Boners «Edelstein», frühes 15. Jahrhundert. Universitätsbibliothek, Basel.

Abbildung 7

Gerichtlicher Zweikampf

Abbildung eines gerichtlichen Zweikampfes zwischen einem Ritter und einem Bauern. Die Kämpfenden befinden sich in einem fest gezimmerten Pferch. Der Bauer fällt durch seine leichten Schutzwaffen auf, welche ihm eine große Beweglichkeit ermöglichen. Der Ritter dagegen trägt einen schweren Reiterharnisch. Besonders beachtenswert ist der Helm, ein sog. Hundsgugel, dessen Visier maskenartigen Charakter besitzt – Miniatur aus Boners «Edelstein», frühes 15. Jahrhundert, Universitätsbibliothek, Basel.

Abbildung 8

Jagd mit Falken und Hunden

Jagd mit Falken und Hunden. Der Reiter trägt einen abgerichteten Falken oder Sperber auf der Linken. Unter dem Pferd laufen zwei Hunde, der eine scheint ein Windspiel, der andere ein Bullterrier zu sein. Vor den Hunden ergreift ein Hase die Flucht – Darstellung in einer Initiale A eines Kodex französischer Herkunft aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Universitätsbibliothek, Basel.

Abbildung 9

Ofenkachel mit der Darstellung eines Ritters

Ofenkachel mit der Darstellung eines Ritters in kriegsmäßiger Ausrüstung: Dreieckiger Schild, Topfhelm mit gewaltiger Helmzier; die Rechte schwingt ein Schwert. Darstellung auf einer Blattkachel aus rotgebranntem und olivgrün glasiertem Ton, Mitte 14. Jahrhundert – Hist. Museum, Basel; Fundort: Burg Bischofstein.

Abbildung 10

Fünf Siegel

Fünf Siegel aus dem Staatsarchiv Basel. Im Mittelalter wurde eine Urkunde durch die Besiegelung rechtsgültig.

- a) *Siegel Peters II. von Eptingen-Blochmont, 1285.* Das Siegelbild zeigt das Eptingische Familienwappen, einen fliegenden schwarzen Adler auf goldenem Grund.
- b) *Siegel Rudolf Schalers, 1330.* Das Siegelbild zeigt einen Topfhelm, der als Helmzier ein bartloses Haupt trägt. Das Tuch, welches dieses Haupt einhüllt, weist das Wappen der Schaler auf, fünf silberne Wecken auf rotem Grund.
- c) *Reitersiegel Rudolfs IV. von Habsburg, des späteren Königs, 1256/57.* Das Siegelbild enthält vor einem mit Lilien verzierten Hintergrund einen Reiter in gestrecktem Galopp. In der Linken trägt er einen dreieckigen Schild mit dem alten habsburgischen Wappen, einem roten aufrechten Löwen auf goldenem Grund. Die Rechte umklammert eine zum Angriff gesenkte Lanze. Des Reiters Kopf wird durch einen Topfhelm geschützt, welcher als Helmzier einen mit Pfauenfedern verzierten Löwen trägt.
- d) *Siegel Johanns von Sennheim, um 1370.* Das Siegelbild zeigt das Familienemblem der Sennheim, ein Käskessi.
- e) *Siegel Konrads I. von Bärenfels, 1365.* Das Siegelbild enthält das Wappen der Bärenfels, einen schwarzen schreitenden Bären auf silbernem Grund.

Abbildung 11

Sogenannter Eptingerkelch aus dem Basler Münsterschatz

Silbervergoldeter Pontifikalkelch aus dem Basler Münsterschatz. Stiftung des Ritters Gottfried I. von Eptingen, 1213 – Hist. Museum, Basel.

Abbildung 12

Mittelalterliche Gebrauchskeramik

Die hier abgebildeten Funde stammen zwar aus der Stadt Basel, doch wird auf den Burgen die genau gleiche Keramik gefunden. Links außen ein plumper romanischer Topf aus der Zeit um 1100, hinten links ein kleiner Topf mit Deckel aus dem 13. Jahrhundert. Rechts außen ein gotischer Topf aus der Zeit um 1300, in der Mitte ein auf der Innenseite glasiertes dreibeiniges Kochgeschirr aus dem frühen 15. Jahrhundert. Hinten rechts ein Wassergefäß in Tierform, ein sog. Aquamanile, aus dem 14. Jahrhundert, und vorne rechts eine Talglampe aus dem 13. oder 14. Jahrhundert.

Abbildung 13

Burg Landskron

Burg Landskron. Den mittelalterlichen Kern der Anlage stellt der mächtige viereckige Wohnturm dar. (13. Jahrhundert). Die in dessen Umgebung liegenden, stark zerstörten Bauten stammen aus dem frühen 16. Jahrhundert. An der linken unteren Bildecke sind Reste der Festungsanlage aus der Zeit Vaubans (Ende 17. Jahrhundert) erkennbar – Fliegeraufnahme von A. Jansen, Zürich.

Abbildung 14

Großes Haus in Oltingen

Das sog. Große Haus in Oltingen stellt sehr wahrscheinlich in seinen ältesten Teilen eine mittelalterliche Dorfburg dar. Es dürfte sich um eines jener häufigen Steinhäuser gehandelt haben – Aufnahme W. Meyer.

Abbildung 15

Dorneck

Burg Dorneck nach dem Dornacher Schlachtholzschnitt von 1499. Die Feste ist stellenweise im Zerfall begriffen. Man beachte die zahlreichen Holzaufbauten – Kupferstichkabinett der öffentlichen Kunstsammlung, Basel.

Abbildung 16

Ramstein

Burg Ramstein nach E. Büchel, 1746. Die Burgenlage erhebt sich auf einem ringsum steil abfallenden Felskegel und besteht aus einem runden Bergfried, einem ausgedehnten Wohn- und Ökonomiebau und aus einer großen Ringmauer. Zu Füßen des Burgfelsens steht ein Sennhof. – Staatsarchiv Basel-Stadt.